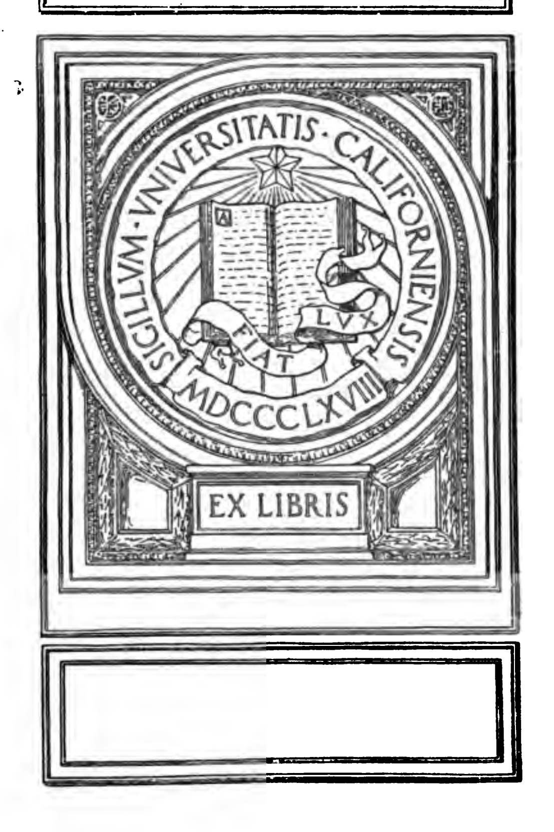

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

In tyrannunculos!

Streitschrift
zur Vertheidigung der deutschen Sprachfreiheit

Motto: Auf einen groben Klotz
gehört ein grober Keil.

Von

Dr. Karl Kaerger
Privatdocent an der Königlichen Landwirthschaftlichen Hochschule
zu Berlin.

Berlin.
Druck und Verlag von Gergonne & Cie.
1892.

[redacted]

Auf einem der großen, mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit aufs glänzendste ausgestatteten Oceandampfer erlebte ich es einmal, daß einer der Mitfahrtner, ein Biedermann, der sich in ehrlicher Arbeit als Eckspezerist ein kleines Vermögen zusammengepfennigt hatte, mit der Bitte an den Kapitän herantrat, er möchte ihm doch gestatten, des Nachts über in der Kabine sein ihm von Kindesbeinen auf vertrautes Oelnachtlämpchen zu brennen. Diese moderne Einrichtung mit dem elektrischen Licht möge ja ganz bequem und praktisch sein, er aber könne nun einmal nicht einschlafen, wenn er nicht das Bewußtsein habe, beim Aufwachen in der Nacht sofort den trüben Schein seines Oellämpchens ihm entgegenflimmern zu sehen. Er sei überhaupt kein Freund von all diesen „unnatürlichen“ Beleuchtungsmitteln, er brenne grundsätzlich nach wie vor das gute, alte, einheimische Oel, wie es Gott der Herr schon vor Jahrhunderten unseren Vorfahren bescheert habe, und dulde in seinem Hause weder Petroleum noch Gas, von elektrischem Licht ganz zu schweigen.

An diesen braven Nachtlampenonkel muß ich immer denken, wenn ich die in der Neuzeit geradezu epidemisch gewordenen Wuthausbrüche der deutschen Schulmeister gegen die Neuerungen in unserer Sprache lese. Schröder mit seinem Kampf gegen den großen Papiernen machte den Anfang. Aber was er schimpfte, war nur ein leises Grollen gegenüber dem Donnerwetter, das Wustmann über die Sprachneuerungen, über all das wüste Unkraut von neuen Formen und neuen Wörtern hereinbrechen ließ. Und nun kamen sie alle, die Bücherwürmer der deutschen Grammatik, die dieser kräftige Wolkenbruch aus ihrem bisher so wenig beachteten Erdendasein herausgelockt

hatte und alle die frischen, jungen Pflanzen, die die kraftstrotzende deutsche Erde im Laufe von Jahrzehnten aus ihrem Schoße hatte hervorsprießen lassen, über Nacht waren sie zernagt und zerfressen, — so meinte wenigstens die durch das Wustmannsche Geblitze völlig geblendete Masse der Gebildeten. „Wahrlich, das ist eine Zeit, in der es eine Lust ist zu leben“, so muß nach dem Muster jenes wackeren Kämpen der Reformationszeit die gesammte Schulmeisterei jetzt ausrufen, jetzt, wo das ganze gebildete Deutschland aufsieht zu ihnen, als den großen Reformatoren der Sprache, würdig ihren Vorbildern auf einem andern Gebiete des geistigen Lebens. Ja so scheint es zu sein! Buße thun sie alle die leichtfertigen Menschen, die da bisher geglaubt, die Sprache sei nur um ihretwillen da, damit sie sich mit ihrer Hülfe untereinander verständigen könnten und bis dahin noch nicht einsehen gelernt hatten, daß sie, die redenden und schreibenden Menschen vielmehr dazu sein, durch fehlerlose Uebungsbeispiele die grammatikalischen Regeln und Formen der deutschen Sprache mit möglichster Exaktheit anzuwenden und so die unabänderliche Starrheit dieser Formen in alle Ewigkeit zu konserviren. Wenige von allen denen, die das Wustmannsche Buch öffentlich besprochen, und nur Wenige, soweit ich sie gehört, die sich gesprächsweise darüber geäußert, haben aufzumucken und seine ganze Tendenz zu verurtheilen gewagt. Im Gegentheil, die meisten Ausstellungen, die man im Einzelnen zu machen hatte, boten gerade die kräftigste Unterstützung für die Grundsätze, auf die es aufgebaut ist, dienten gerade als weitere Erhöhung für das Piedestal, auf das man den großen Reformator, den „Erzieher des deutschen Volkes“ zu heben sich beeiferte.

Ich halte dieses Verhalten der Gebildeten gegenüber dem Wustmannschen Buche für eine ganz ungeheuerliche, tief beklagenswerthe Selbstdemüthigung des deutschen Volkes, nur erklärlich aus jenem pikanten Reiz, den ein grobes, aber geistreiches Schelten und Poltern, wenn es in einem, seinem Ideenkreise fern liegenden Gebiete erfolgt, auf den Gebildeten für gewöhnlich ausübt. Allein ganz ohne Protest soll dieser Versuch einer Unterknechtung der deutschen Sprache nicht nur unter die starren Regeln einer todten Grammatik sondern, was noch schlimmer unter die launenhafte Willkür einiger als unerbittliche

Tyrannen sich gebährdenden Schulmeister denn doch nicht gelassen werden. Auf denn zum Kampf für die Freiheit der deutschen Sprache!

Dieser Kampf fällt mir um so leichter, als ich selbst Zeiten durchlebt habe, in denen ich, in grammatikalischen Fragen wenigstens, auf dem gleichen Standpunkt stand, wie Wustmann. Das waren jene glücklichen Zeiten jugendlicher Schwärmerei, in denen ich als Sekundaner und Primaner außerhalb des Schulpensums die Sprachen des deutschen Alterthums mit Feuereifer studirte und aus ihnen die Begeisterung für die historische Orthographie, die lateinischen Schriftzeichen und die historische deutsche Grammatik sog.

Die Lehren Jacob Grimms bildeten damals mein Evangelium. Mit ihm bejammerte ich in verzweifelten Klagen den unaufhaltsamen Verfall der deutschen Sprache, ergötzte mich mit ihm über jede alterthümelnde Form, wie etwa stund und däuchte und wetterte in seinem Geiste über so greuliche Bildungen wie Frieden und frug. Erst als ich auf die Universität kam, läuterten sich meine Ideen über diesen Gegenstand allmählich. Damals war eben erst die junggrammatische Schule aufgetaucht, deren Lehren mir bis dahin, da ich nur die alten sprachwissenschaftlichen Werke durchstudirt hatte, noch unbekannt geblieben waren. Ihre Vertreter lehrten mich die Sprache als ein natürliches Produkt, nicht nur aus sprachphysiologischen sondern auch aus geistigen Vorgängen erkennen, sie zeigten mir mit andern Worten, daß neben dem regelrechten Lautwandel zu allen Zeiten, soweit wir überhaupt die Geschichte der menschlichen Sprachen zurückverfolgen können, auch die Analogie, das will sagen die gegen die Regeln des Lautwandels erfolgende Uebertragung fremder Formen auf klang- und sinnverwandte Wörter die Gestaltung der Sprache aufs stärkste beeinflußt hat.

Beide sprachbildenden Kräfte aber wirken, solange eine Sprache überhaupt gesprochen wird, fortwährend auf sie ein. Will man daher zugeben, daß auch die durch Schrift und Literatur fixirte Sprache ein lebendiger Organismus ist, dann muß man auch die Gleichberechtigung dieser beiden von

allen Urzeiten an gleichmäßig an der Sprachbildung betheiligten Kräfte anerkennen, und darf nicht die durch den regelmäßigen Lautwandel verursachten Veränderungen der Sprache billigen, die durch die Analogie hervorgerufenen aber bloß deswegen verwerfen, weil sich äußerlich jene gewöhnlich als Regeln, diese als Ausnahmeu präsentiren. Wer also die Verwandlung des mittelhochdeutschen truoc in das neuhochdeutsche trug anerkennt, weil sie dem regelmäßigen Lautwandel entspricht, der darf die Verwandlung des mittelhochdeutschen und älteren neuhochdeutschen fragte in das neuhochdeutsche frug, und des älteren stund in das neue stand nicht deswegen zurückweisen, weil sie in Anlehnung an sagte und band und andere klangverwandte Worte, also auf Grund einer Analogie erfolgt ist. In welchem Umfange die ältere Form neben der jüngeren noch gebraucht wird, ist für die Frage der Legitimität der letzteren vollständig gleichgültig. Ihr Dasein allein schon, die Thatsache, daß sie gesprochen und verstanden wird, verleiht ihr die Daseinsberechtigung. Wollte man eine neue Form solange verdammen, als die alte noch neben ihr gebraucht wird, so würde man damit die Fortentwickelung der Sprache überhaupt vollständig verhindern; denn noch niemals ist eine neue Form von heut auf morgen entstanden, sondern jedes Neue hat sich seinen Platz gegen das Alte erst erkämpfen müssen.

Wer also den Standtpunkt vertritt, „man müsse in rein grammatischen Fragen das bisherige richtige zu vertheidigen und zu retten suchen, wo und solange es eingedrungenem oder eindringendem neuen und falschen gegenüber irgend zu retten ist," der will nicht anders als die Ertödtung des lebendigen Sprachkörpers und seine Mumisirung für alle Ewigkeit.

Das aber will Wustmann. Seine eigenen Worte sinds, die ich soeben angeführt habe. Daß ihm aber die den Thatsachen allein entsprechende Anschauung von dem Werden und Vergehen der Sprachformen nicht fehlt, das konnte nicht deutlicher bewiesen werden, als durch die Entschuldigung, die er für sein Vorgehen anzubringen selbst für nöthig erachtet hat. Er glaubt nämlich die Berechtigung zu seinem Kampf gegen die gegenwärtigen Umgestaltungen der deutschen Sprachformen einmal aus der ganz ausnahmsweisen Schnelligkeit herleiten zu können, mit der sich in der Jetztzeit diese Aenderungen voll-

ziehen, zweitens aber in dem Umstande zu finden, daß diese Umbildung unserer Sprache allen Urtheilsfähigen mehr den Eindruck des Verfalls als den der Entwickelung mache.

Mag ihm ersteres zugestanden werden. Allein hat denn der Herr Schullehrer für das gesammte moderne Leben so wenig Verständniß, daß er in dieser Thatsache nicht eine durchaus naturgemäße und darum mit keinerlei Waffen erfolgreich zu bekämpfende Folge unserer geistigen Entwickelung überhaupt erblickt. Hat denn der Herr Archivar nur ein Auge für seine Folianten und getraut er sich nicht, einmal einen Blick auf den Markt des öffentlichen Lebens zu werfen? Entsteige er doch einmal seinem Studiensessel, von dem aus, er mag sich drehen und wenden wohin er will, er immer nur auf starre Buchstaben herabblicken kann, entfliehe er diesem todten Gebüche und schaue er sich um in der Welt. Ueberall wohin er nur blicken mag, ein rastloser Wechsel, ein stetes Hervordringen neuer Gedanken und Anschauungen, wo jeder Tag eine neue That des menschlichen Geistes, ein immer kühneres Eindringen in die Geheimnisse der Natur und des Menschenlebens, immer neue und wieder neue Gestaltungen des wirthschaftlichen und socialen Daseins, und immer neue Ideen gebiert, wie der Mensch des gewaltigen Ansturms all dieser Umgestaltungen Herr werden soll. Und dieser ungeheure Umbildungsprozeß, wie ihn seines Gleichen die Geschichte der Menschheit nicht kennt, er sollte ohne Entwickelung auf das Werkzeug sein, mit dessen Hülfe alle diese geistigen Umwandlungen sich vollziehen? Und diese Entwickelung sollte das Geschrei von ein paar Schulmeistern einzudämmen vermögen, die mit immer wachsendem Unmuth es inne werden, daß ihre schönen grammatikalischen Regeln von Jahr zu Jahr immer weniger auf die lebende Sprache passen? Lächerlich! Gerade so lächerlich wie die That jenes Fuhrmanns aus der Zeit der ersten Eisenbahnen, der den Lauf der Lokomotive durch ein vorgeworfenes Steinchen aufhalten zu können hoffte.

Aber Verfall der Sprache soll es sein und nicht ihre Entwickelung, was der moderne Sprachgeist hervorbringt. Sehen wir zu.

In der Grammatik zunächst ist ein Verfall der Sprache logisch vollständig undenkbar. Sei es nun, daß sich die Um-

wandelung nach den Regeln eines bestimmten Lautwandels, sei es, daß sie auf Grund von Analogiebildungen vor sich geht, wir müssen diese Aenderungen einfach als etwas gegebenes hinnehmen, ganz gerade so, wie unsere Vorväter es ohne Widerstreben haben hinnehmen müssen, als man anfing, statt bruodar bruoder zu sagen. Einen Maßstab dafür, ob das alte oder das neue richtig sei, giebt es eben nicht, weil es ein jeder Sprachentwickelung innewohnender Trieb ist, neben der regelmäßigen eine auf Analogiebildung beruhende ausnahmemäßige Neugestaltung hervorzubringen.

Schwanken könnte man, das sei Wustmann zugestanden, ob nicht bezüglich der Satzbildung die Möglichkeit eines Verfalles der Sprache anzunehmen wäre. Denn hier giebt es für die Entscheidung einer großen Menge unsicher gewordener Fälle in der That einen Maßstab: die Logik. Thatsächlich logische Fehler in Sprachen muß natürlich jeder verständige Mensch ebenso verdammen, wie etwa einen Rechenfehler. Von einem höheren Standpunkt aus muß allerdings erinnert werden, daß unsere sprachliche Logik nichts ist, als die Auskrystalisirung der in unserer Sprache enthaltenen Gedanken, und daß daher durch sie uns keine absolute Wahrheit geboten wird. Denn die Sprachen anderer Völker finden wir manchmal nach einer ganz anderen Logik geformt, als die unsere. Wollen wir beispielsweise den Satz „mir wird ein Ding geschenkt", so wiedergeben, daß „ich" Subjekt des Satzes wird, so kann das nach unserer sprachlichen Logik nur lauten: „ich werde mit einem Dinge beschenkt." Ganz anders der Msuaheli, der Bewohner Ostafrikas. Er sagt ninapewa kitu, das heißt: ich werde ein Ding beschenkt." Das heißt, er kennt Sätze mit zwei Subjekten; für uns ein so wenig ausdenkbarer Gedanke, daß manche Grammatiker dazu verleitet worden sind, in diesem kitu, entgegen dem Geist und den Regeln des Kisuaheli, ein Objekt und nicht ein Subjekt zu erblicken.

Doch das ist reine Theorie. In Wirklichkeit wird natürlich die Entwickelung unserer Sprache niemals unsere sprachliche Logik so umformen können, daß das, was uns früher als ein logischer Fehler erschien, uns nunmehr als logisch richtig vorkommt.

Von diesem Standpunkt aus sind daher auch einige der

von Wustmann in dem Abschnitte über die Satzlehre gerügten Fehler als solche anzuerkennen und zu verdammen. Aber gemach! Höchstens ein halbes Dutzend seien ihm zugestanden, und das sind meist so arge Denknachlässigkeiten, daß sie jeder gebildete Mensch und insbesondere jeder Schriftsteller, der auf seinen Stil etwas hält, auch ohne die Wustmannsche Schreierei vermeidet, und daß sie in der Schule schon längst als grobe Fehler gerügt worden sind. Die große Masse alles dessen dagegen, was Wustmann in dem dritten Abschnitt beibringt, sind keine Denkfehler mehr, wenn sie auch manchmal ursprünglich aus solchen entstanden sein mögen, sondern neue Wortbildungen, und ihre Beurtheilung fällt daher mit der von ihm gegen diese vorgebrachten Vorwürfe zusammen. Von ihnen sogleich.

Außer der Grammatik und der Logik ist es nun nach den Jeremiaden unseres Wüstenpredigers ganz besonders auch die Schönheit der deutschen Sprache, die in der Neuzeit in Verfall zu gerathen droht. Nun braucht es doch aber wahrhaftig nicht erst auch für die Sprache festgestellt zu werden, daß es absolute Gesetze der Schönheit nicht giebt, die Frage vielmehr, ob irgend ein Wort oder eine Wendung schön oder häßlich sei, lediglich von dem subjektiven Geschmack des Urtheilenden aus beantwortet werden kann. Wenn also der große praeceptor Germaniae in Dutzenden von Fällen sein Anathema insbesondere über neue Wörter ausspricht, indem er sie als „greulich“ bezeichnet, so liegt darin eine ganz ungeheuerliche Anmaßung. Daß er sie greulich finde, das sich sagen zu lassen, konnte man ja ruhig hinnehmen, aber seine ganz individuelle Auffassung von der Schönheit der Sprache der ganzen Welt als exkathedral gegebenes Gesetz aufzwingen zu wollen, dieser Versuch einer Tyrannisirung der deutschen Sprache muß mit jener energischen, mit jener stürmischen Entschiedenheit zurückgewiesen werden, wie sie den Verknechtungsversuchen eines jeden Usurpators gegenüber am Platze ist.

Ist aber das Urtheil der großen Masse der Sprechenden das allein maßgebende für die Frage, welche Sprachformen und welche Wortbildungen schön seien, so folgt daraus mit unweigerlicher Schlüssigkeit, daß von einem Verfall der Schönheit der Sprache überhaupt niemals die Rede sein kann. Findet die Masse beispielsweise ein Wort schön, in dem, wie bei

Jetztzeit eine Unmasse Zischlaute aufeinanderplatzen, habeat sibi. Und selbst wir — in diesem Falle stimme ich mit Wustmanns Geschmack überein — die wir an einem solchen wüsten Gezisch persönlich kein Gefallen finden, wir werden uns nichts vergeben, wenn wir dieses, dem Sprachschatz des Deutschen durch den allgemeinen Gebrauch nun einmal einverleibte Wort der Abwechselung halber auch einmal in unsre Rede aufnehmen.

„Was ist, das ist vernünftig", wenn irgendwo, so gilt dieses Hegelsche Wort auf dem Gebiete der Sprachbildung. Bedingt für die sprachliche Logik, bedingt nämlich dadurch, daß die Sprache durch neue Wortbildungen ursprüngliche logische Fehler zu verdecken versteht, unbedingt für die Grammatik und die Schönheit der Sprache. Jede Veränderung der Sprache, die sich in diesen drei Richtungen vollzieht, ist also logisch nothwendiger Weise immer Entwickelung, niemals Verfall.

Nach einer Richtung hin ist aber in der That ein Verfall der Sprache denkbar, und gerade Wustmann ist es, der diesen Verfall mit Gewalt herbeizuführen aufs allereifrigste bestrebt ist: das ist die Verarmung der Sprache, und — halten wir an dem theoretisch falschen, aber praktisch zweifellos richtigen Grundsatz fest, daß Stillstand gleichbedeutend ist mit Rückschritt, — auch schon die Nichtbereicherung der Sprache.

Eine Sprache, die hinter dem Vorwärtsdringen des geistigen Lebens einer Nation zurückbleibt, die nicht mehr fähig ist, für all die neuen Gedanken und Anschauungen, die der kulturelle Fortschritt immer von neuem wieder erzeugt, eigenartige Formen zu finden, die in den Fesseln einer vergangenen Kulturperiode so festgeschmiedet daliegt, das sie nicht mehr zu wachsen, aus sich heraus nichts mehr Neues zu gebären im Stande ist, die Sprache ist im Verfall.

Und wie stehts damit bei unserer Muttersprache? Kurzsichtigster aller Schullehrer, verknöchertster aller Pedanten, ist dir denn niemals davon eine Spur der Erkenntniß aufgegangen, daß gerade ihre unerschöpfliche Fruchtbarkeit der größte Vorzug der deutschen Sprache ist, den sie vor allen andern, selbst vor der ihr in diesem Punkt am nächsten stehenden englischen Sprache voraus hat? Betrachte man sich doch als Gegenstück einmal die französische Sprache, mit welch kläglicher Unbeholfenheit sie allen Anforderungen der Neuzeit auf Weiter-

bildung der Sprachform und Schöpfung neuer Worte gegenübersteht. Da kleistern sie herum mit ihrem de und à und all ihrem andern steifen Präpositionenzeug, und sind nicht im Stande, auch nur ein kräftiges Neuwort aus einem einzigen Gusse zu gießen. Im Deutschen aber, wer da nur ein Bischen Kühnheit und Sprachsinn hat, der formt aus jedem Zeitwort ein Hauptwort und aus jedem Hauptwort ein Zeitwort, der schmiedet Worte aus allen Wortklassen zu neuen Bildungen aneinander, der holt sich aus den Tiefen der Vergangenheit und aus den Breiten des gegenwärtigen Volkslebens vergessene und weltverborgene Worte und Formen hervor, haucht jenen neues Leben ein und belebt mit diesen, den kräftigen Kinder des Volks, die allzu verfeinerte Sprache der Gebildeten. Ja, das ist ein lebendiges, lebengebendes Leben der Sprache!

Und diesem unaufhaltsamen Zeugungsdrang will sich ein moralisch angeängstigtes Schulmeisterlein entgegenstemmen? Und diese köstlich tolle Schaffenslust, diese liebevoll mütterliche Freude an einer fröhlichen, ausgelassenen Kinderschaar will ein abgelebtes Papachen durch das französische Zweikindersystem ersetzen, bloß weil ein paar von diesen ausgelassenen Rangen ihm mit ihrem lustigen Geschrei die allzu empfindlichen Ohren vollgegellt haben? Ja mehr noch! Alle die ungezählten Kinder, die schon zu kräftigem Dasein erstarkt mitten unter uns keck und selbstbewußt umherwandeln, er will sie alle einfach abschlachten. Vernichtet soll sie werden, die ganze widerwärtige Brut, diese Früchte einer vom hohen Schullehrerthum nicht geheiligten Liebe; einen bethlemitischen Kindermord will er anstellen, dieser gerngroße, kleine Tyrann! Und nicht etwa, weil sie häßlich und ungestalt sind, nein, einzig und allein nur, weil sie jung sind. Behaupten thut ers wohl, daß er sie nicht leiden mag, weil sie nicht schön sind, oder weil sie einen organischen Fehler haben, aber das ist alles nur Schein und Vorwand; nein, er will sie vernichtet wissen, einzig und allein aus Haß gegen das Neue.

Und darin liegt der Grundzug des ganzen Wustmannschen Werkes: ein sinnloser Haß gegen neue Wortbildungen, weil sie neu sind. Es ist einfach schmachvoll für unsere literarische Kritik, daß sie diesen Pferdefuß, der sich unter dem ja ganz anständigen Gewande von Grammatik, Logik und Aesthetik ver-

borgen hält, nicht gemerkt hat. Man prüfe doch einmal alle die Ausstellungen Wustmanns darauf hin. Um den Anstand zu wahren, hat er zwar der Besprechung der Wortbildung ein besonderes Kapitel eingeräumt, in Wirklichkeit ist aber der weit überwiegende Theil alles dessen, was er in seinem längsten, fälschlicher Weise mit „Satzlehre“ überschriebenen Kapitel vorbringt, nichts weiter als die Verdammung neuer Wortbildungen und neuer Wortformen, und auch einiges von dem, das in dem kleinen ersten Kapitel steht, schlägt in dasselbe Fach ein. Was dann noch übrig bleibt, das sind einige Bemerkungen zur Grammatik und Satzlehre, die zum größten Theil schon längst von Andern gemacht worden waren, und soweit sie rein grammatikalischer Art sind, nach den obigen Auseinandersetzungen vor einer strengen Kritik nicht bestehen können.

Auf die Frage nach der Zulässigkeit neuer Wortbildung allein muß man also sein Augenmerk richten, will man sich mit Wustmann auseinandersetzen. Und so behaupte ich denn: Alles, ausnahmslos alles, was Wustmann gegen Neubildungen vorbringt, ist zu verwerfen. Dort, wo er Gründe ins Feld führt gegen die Existenz der neuen Wörter und Formen, sind sie entweder rein subjektiver Art, haben also für die Allgemeinheit nicht den geringsten Werth, oder sind objektiv geradezu falsch. In den meisten Fällen verurtheilt er die Neubildungen aber überhaupt ohne Gründe, und dann ist dieses Wüthen gegen das Neue, bloß weil es neu ist, als grundlos und — da es vorzugsweise die Kinder sind, die ohne Gründe handeln, als kindisch zu brandmarken, und darüber mit der gleichen Nichtachtung zur Tagesordnung überzugehen, wie über die Schimpfereien eines Oelnarren gegen die neuen Lichtquellen, die er verabscheut, nicht weil sie schlecht, sondern weil sie neu sind.

Wenn ich nun durch einige Beispiele diese meine Behauptungen belegen soll, so scheint mir die wichtigste Aufgabe zunächst der Nachweis zu sein, daß in vielen Fällen, wo es sich nach Wustmann um einen logischen Fehler handelt, den er in dem Abschnitt „Zur Satzlehre“ bespricht, in Wahrheit eine neue Wortbildung vorliegt. Runter also mit der Schleppe von seinem Pferdefuß.

Nach Wustmann wird ein Mensch von feinerem Sprachgefühl fast zur Verzweiflung gebracht durch den Fehler, die mit weise zusammengesetzten Adverbien als Adjektive zu behandeln und mit Hauptwörtern zu verbinden, wie in den Wendungen: die theilweise Erneuerung, die zwangsweise Versteigerung, die schrittweise Vervollkommnung und zahllosen anderen mehr. Das nennt er nun zwar einen logischen Fehler der Satzbildung, eine falsche Attributivbildung, giebt aber selbst einem die Mittel in die Hand, diese Auffassung zu bekämpfen. Wir haben hier nämlich eine ganz ebensolche Neubildung eines Adjektivs aus einem Adverb vor uns, wie bei dem von Wustmann selbst angeführten Adjektiv ungefähr, das ursprünglich auch nichts weiter ist als ein Adverb. Nun frage ich aber jeden logisch denkenden Menschen: Wo liegt hier der Unterschied zwischen beiden Entwickelungen, der uns berechtigte, die eine zu billigen, die andere zu verwerfen?

Einzig und allein in dem Umstande, daß die Adjektivbildung auf weise neuer ist, als die von ungefähr. In beiden Fällen hat die Sprache einen ursprünglichen logischen Fehler durch eine sprachliche Neubildung wieder aufgehoben. Ob es noch Leute giebt, die sich der adverbiellen Natur der Wörter auf weise bewußt geblieben sind, ist für die Legitimität dieser Worte vollständig ohne Belang. Die Bildung ist da und schon darum daseinsberechtigt. Sie ist es aber noch viel mehr, wenn man bedenkt, welch eine ungeheure Erleichterung des Stils diese Sprachbereicherung uns gebracht hat. Dafür aber hat Wustmann keinen Sinn. Mit plumper Hand will er den durch jene Neubildungen gewonnenen Stilfortschritt zertrümmern und an seine Stelle unendlich schwerfällige und langathmige Sätze, nämlich eine Umschreibung des durch das neue Adjektiv bestimmten Hauptworts durch einen vollständig neuen Satz, wieder eingeführt wissen.

Ich kann diesem Versuch, eine große Reihe neugewonnener, den sprachlichen Ausdruck unserer Gedanken ganz außerordentlich vereinfachender Worte wieder auszumerzen, nur als ein frevelhaftes Beginnen bezeichnen, um so frevelhafter, als wir, würden wir den Vorschlägen Wustmanns folgen, unsere Sprache damit nicht nur um diese neuen Worte selbst verärmerten, sondern uns sogar eines neuen sprachbildenden Prinzips, nämlich der

Möglichkeit, immer neue Adverbien auf weise zu bilden und diese dann als Adjektive zu benutzen, leichtsinnig entschlügen.

Ganz genau ebenso liegt die Sache bei den Wendungen: Die stattgehabte oder stattgefundene Versammlung. Kein Mensch zweifelt daran, daß es unlogisch ist, eine passive Form in aktiver Bedeutung zu brauchen. Nichtsdestoweniger ist dieser Fehler schon oft genug vorgekommen, und die Sprache hat sich dann wieder damit geholfen, daß sie diese falschen Participien in Adjektive verwandelte. So spricht man von einem erfahrenen Arzt, einem abgesagten Feind, einem gedienten Soldat. Höchst charakteristisch ist es nun, daß Wustmann diese Thatsache selbst wieder anführt. Denn damit giebt er ganz unzweideutig zu verstehen, daß es wieder nur die Neuheit der obigen Bildungen (stattgehabt und stattgefunden) ist, die sie ihm verhaßt macht.

Die gleiche Bewandtniß hat es mit seinem grundlosen Kampf gegen die neuen Präpositionen rechts, links, nördlich, südlich, westlich, östlich, unfern, unweit. Auch sie will er durchaus noch als Adverbien behandelt wissen, nicht als Präpositionen. Man soll also sagen rechts von der Elbe und nicht rechts der Elbe. Warum? Zwar sind alle Präpositionen aus Adverbien entstanden, wie Wustmann selbst wieder zu seiner leichteren Bekämpfung großmüthig anführt, aber — Bauer, das ist ganz was anders. Das war eben in alten Zeiten, in denen das Volk noch keine Schulmeister und darum das Recht hatte, die Sprache nach seinen Neigungen und seinen Bedürfnissen umzuwandeln. Jetzt heißt es: Regeln gelernt und richtig angewandt; denn du bist um der Sprache und ihrer Lehrer willen, nicht die Sprache um deinetwillen da. Besondere der Grammatik, Logik oder Aesthetik entnommene Gründe kann er zwar gegen das rechts der Elbe nicht anführen, — im Gegentheil, heimlich wird auch er wohl an der Kürze und Kraft der neuen Ausdrucksweise Gefallen finden — aber: „Ein grober Fehler ist es doch, wenigstens vorläufig noch, solange es noch Menschen giebt, die so altmodisch sind, zu glauben, rechts und links, nördlich und südlich seien Adverbien und so lange — die Schule ihre Schuldigkeit thut.“ Da haben wirs! Also der Areopag der Altmodischen soll seinen Machtspruch einlegen gegen die Fortentwickelung der Sprache,

bloß weil ihre Neuerungen den alten Schlafmützengehirnen zu unbequem sind, und die Schulmeister sind dazu da, darauf zu halten, daß nur ja in die dumpfe Klassenluft kein Windstoß frischen Lebens hineinwehe und die alten, abgelebten Regeln über den Haufen werfe.

Diese Beispiele stammten aus dem dritten Abschnitt: Zur Satzlehre; nun noch einige aus dem ersten: Zur Formenlehre, die gleichfalls unter falscher Flagge segeln, da es auch bei ihnen sich um weiter nichts, als um den Haß gegen alle Neubildungen handelt.

Sprechen wir von einem Verein Leipziger Lehrer, so ist das Wort Leipziger durchaus nicht mehr der Genetiv eines Substantivs, sondern einfach ein neugebildetes Adjektiv, das die Eigenthümlichkeit hat, unveränderlich zu sein. Ist das bisher in der deutschen Sprache nicht üblich gewesen, nun so ist es das eben jetzt, und wird es, mögen Wustmann und Genossen sich noch so sehr gegen diesen Mißbrauch ereifern, auch immerdar bleiben. Ein recht schlagendes Beispiel dafür, wie unsere Sprache es versteht, sich neuen Anforderungen anzupassen, die der Fortschritt auch des wirthschaftlichen Lebens an die Ausdrucksweise stellt, und ein Beispiel sogleich dafür, welch kläglichen Mangel an Verständniß für diese Anforderungen gerade Wustmann zeigt, liefern die neuen Pluralbildungen von Stoffnamen und ihre Bekämpfung durch den großen censor Germaniae. In alten Zeiten, als Kaffee und Thee, Tabak und Oel, Lack und Firniß gar keine oder nur wenige verschiedene Sorten zeigten, da konnte man sich wohl mit den Singularen dieser Stoffnamen behelfen. Wenn jetzt der Kaufmann von Tabacken und Oelen, Lacken und Firnissen, Thees und Kaffees, Garnen und Tuchen ganz genau so spricht, wie unsere Vorfahren von Weinen gesprochen haben, so hat diese Formen nicht „die immer ärger werdende Prahlsucht unserer Kaufleute“ geschaffen, sondern das Bedürfniß, den sprachlichen Ausdruck der modernen Produktionsentwickelung mit ihrer ungeheuren Differenzirung gewisser Waarengattungen nach Möglichkeit anzupassen. Und wenn Wustmann auch hier wieder das oben erwähnte Beispiel einer ganz gleichen Bildung aus alter Zeit (Weine) als berechtigt anführt, so beweist er damit aufs neue, das nicht

sachliche Bedenken ihn gegen die Lacke und Oele einnehmen, sondern einzig und allein nur seine tiefe Abscheu vor allen Neubildungen.

Wollen wir nunmehr zu den Beispielen übergehen, die Wustmann auch offen nur deswegen bekämpft, weil sie neue Wortbildungen sind — Beispiele, die sich übrigens auch nicht alle im zweiten, sondern zum großen Theil auch im dritten Abschnitt finden, aber zum Unterschiede von den oben angeführten auch ohne Scheu als Neubildungen bezeichnet werden — so wissen wir in der That kaum, wo anfangen. Sollen wir uns, eine seiner Wachen nach der anderen niederschlagend, heimlich an den Feind heranschleichen, oder sollen wir mit kühnem Satze in sein Lager hineinfallen? Thun wir das Letztere; stürmen wir zuerst auf seine Kerntruppen ein!

All den unsäglichen Ingrimm, den dieser Mann des sprachlichen Stillstandes gegen neue Wortbildungen im Herzen hegt, den ganzen unüberbrückbaren Gegensatz, der ihn in seinem verstaubten Buchicht vom frischen Leben der modernen Zeit trennt, all diesen ozeantiefen Haß ergießt er in ein einziges Wort: Modewort. Die Brandmarkung eines Wortes als Modewort ist in seinen Augen völlig genügend, um es fortan aus der deutschen Sprache zu verbannen. Nicht weil es schlecht, nicht weil es unschön ist, nicht weil es einen unzutreffenden Ausdruck eines Begriffes bildet, nichts von alledem, einzig und allein schon, weil es in neuerer Zeit häufiger gebraucht wird als früher, darum allein ist es werth, daß es zu Grunde geht. In der That, wenn man alle die Worte liest, die seine tyrannischen Gelüste ihn abschlachten heißen, faßt man sich unwillkürlich an den Kopf und fragt sich ganz verstört: Bin ich es, oder ist er es? Man kann sich ein derartiges Herumwüthen im deutschen Sprachschatz unter keinem anderen Bilde vorstellen, als dem des Ajax, der in toller Wuth rechts und links um sich her alles zusammenhaut. Selbst so prächtige Wörter, wie Gepflogenheit, Tragweite, zielbewußt, Wörter, bei deren Klang einem das Herz im Leibe lacht, ferner andere von fast eben so schönem und treffenden Ausdrucke, wie Bildfläche, unentwegt, unerfindlich, naturgemäß, erhellen, kulturell, Anhaltspunkt, hochgradig, auslösen,

eigenartig, unerläßlich, selbstlos, unerfindlich und zahllose andere Wörter sollen ohne jeden zwingenden Grund seiner tyrannenhaften Laune geopfert werden. Einige von ihnen belegt er noch dazu mit dem unausstehlich oft wiederkehrenden Beiworte: greulich, in der Hoffnung, sie dadurch denen, die sich von seinem angeblich feinen Sprachgefühl imponiren lassen, verekeln zu können. Irgend einen greifbaren Anhaltspunkt für solche absprechende Urtheile weiß er aber natürlich nirgends zu bieten. Er findet das Wort kulturell greulich; ja zum Donnerwetter, warum denn? Ich finde es ein ganz vorzügliches, ganz unentbehrliches Wort, und wenn er dieser Behauptung gegenüber sich erkecken sollte, mir jedes feinere Sprachgefühl abzusprechen — das ist so seine Art und Weise — so würde ich ihm diese ungeheure Anmaßlichkeit einfach zurückschleudern. Und ich hätte Recht damit. Denn gerade das will ich ihm durch eine Menge Beispiele beweisen, daß sein Glaube an sein feines Sprachgefühl auf purer Einbildung beruht, daß er im Gegentheil für viele Feinheiten und Nüancen der Sprache ein vollständig stumpfes Sprachgefühl hat, und daß ihm für den Werth, für die innere Berechtigung der größten Mehrzahl der von ihm verdammten Wörter jede Spur von Verständniß abgeht. Nichts ist bezeichnender für die durch und durch kleinliche Auffassung Wustmanns von dem Geist der Sprache und zugleich für seinen unsagbar beschränkten Umblick, als die Art und Weise, wie er sich über die heutige Sprachmode, alle Begriffe durch möglichst sinnliche Ausdrücke wiederzugeben, ausläßt. Für seine kleinliche Auffassung, weil er den Einfluß dieser Richtung für etwas schädliches hält. Für seinen engumgrenzten geistigen Horizont, weil er diese Meinung einzig und allein nur mit dem Vorherrschen von Technik und Mechanik und nicht mit dem gesammten ideellen und materiellen Leben der Nation in Zusammenhang bringt, und weil er nur einen ganz kleinen Theil von Neubildungen, nämlich die mit stellen, legen, gehen, bringen und ähnlichen Zeitworten des körperlichen Thuns zusammengesetzte Redearten als unter dem Banne dieser Geistesrichtung stehend erkennt.

Das was Wustmann nur in den schwächsten Umrissen geahnt hat, das allerdings ist das bestimmende Moment unserer ganzen modernen Sprachbildung. Konkretisirung, Ver-

sinnlichung, Verthatsächlichung des Ausdrucks ist das Ideal, nach dem unsere heutige Sprache strebt. Daher in erster Linie die von Wustmann so arg gescholtene Vorliebe unserer Redeweise für die Hauptwörter. Die Inbetriebsetzung, Außerachtlassung und zahlreiche andere von Wustmann auf den Codex verborum vetitorum gesetzten Worte auf uns, die von ihm ebenso lebhaft getadelten Verbindungen: zur Entscheidung, zur Darstellung bringen, in Erwägung ziehen, zum Druck, zur Ausgabe gelangen und zahlreiche verwandte verdanken dieser Neigung ihr Dasein.

Ein Ding ist etwas, das man sich bildlich viel schärfer und konkreter vorstellen kann, als eine Thätigkeit. Bei den Worten: Die Eröffnung erfolgte stellt sich der Geist diese ganze Handlung des Eröffnens auf ein einziges Bild und darum einen einzigen Zeitpunkt zusammengedrängt vor: er sieht die Eröffnung förmlich mit leiblichen Augen vor sich, und das ist es, was er wünscht. Höre ich von etwas, das zur Darstellung gebracht sei, so kann ich mir viel schneller eine Vorstellung von der Wirklichkeit machen, als wenn ich höre, es sei dargestellt worden. Letzterer Ausdruck erweckt in mir eine unruhige, unabgeschlossene Kette von Vorstellungen unaufhörlich aufeinander folgender Handlungen, das Wort Darstellung dagegen konzentrirt meine Gedanken auf einen einzigen mit einem Blick erfaßbaren Gegenstand. Und so in allen diesen Fällen der Verhauptwortung unserer Redeweise, nur daß der Gegensatz zwischen konkreter und sinnlicher Redeweise nicht überall so deutlich auf den ersten Blick hervortritt, wie in den angeführten Beispielen.

Derselben Vorliebe für das körperlich greifbare verdankt die Neigung ihren Ursprung, Worte, die sich in ihrer Bedeutung allzusehr ins Abstrakte zu verflüchtigen drohen, mittelst Verstärkung durch einen sinnlichen Beisatz wieder mehr zu konkretisiren. Darum sagen wir: Rücksichtnahme, Einsichtnahme, Kenntnißnahme, obwohl wir mit Rücksicht, Einsicht und Kenntniß vielleicht ebenso gut auskämen. Anstatt sich nun über diese Bereicherung der Sprache zu freuen, will Wustmann, aus Haß gegen jede Neuheit sowohl, wie auch — diesmal unbewußter Weise — aus Abneigung gegen konkretisirende Ausdrücke, diese Neubildungen wieder gänzlich ausgemerzt

wissen. Ja der blinde Haß, der ihn gegen diese Zusammensetzungen mit nahme erfüllt, macht dieses „nahme" für ihn zum rothen Tuch, worüber er sich, wo er es auch sieht, so maßlos ärgert, daß er in seiner blinden Wuth alles zertrampeln will, was mit ihm zusammengefügt ist, selbst wenn es so absolut unentbehrliche Wörter sind, wie Stellungnahme und Parteinahme. Fort mit diesen Worten, und an ihre Stelle lange, schwerfällige Sätze hingepflanzt, in denen diese kraftvollen, sinnlich-anschaulichen Hauptwörter durch recht verblaßte, blut- und fleischlose Zeitwörter ersetzt sind.

Wenn Wustmann sich ferner darüber aufhält, daß die Sprache in neuerer Zeit es liebt, an Stelle der Worte mit ung, wenn sie eine Handlung bedeuten sollen, die kürzeren Worte mit dem abgelauteten Vokal zu setzen, die eigentlich das Ergebniß einer Handlung bezeichnen, so hat er wiederum nicht gemerkt, daß das nichts andres ist als das Bedürfniß nach konkreterer Ausdrucksweise, was zu dieser Umwandlung geführt hat. Wir ziehen die Hingabe, die Freigabe, den Erwerb, den Vollzug, den Zusammenschluß der Eingebung, Freigebung, Erwerbung, Vollziehung, Zusammschließung vor, weil wir in den letzteren Worten ihrer Form und Bedeutung nach immer noch zu sehr das Zeitwort verspüren, und erstere nach Form und Inhalt eine weit stärkere Substantivirung des Begriffes darstellen.

Diese Vorliebe für substantivische Redeweise führt uns nun noch einen Schritt weiter, wenn wir aus solchen Substantiven wieder von neuem Verben bilden wie vereinnahmte, verausgabte, veranlagt, verabzugt und diesen vor den alten, verblaßten, vielfach ins Abstrakte verflüchtigten und durch zahllose Nebenbedeutungen immer schwerer sinnlich faßbar gewordenen Verben: einnehmen, ausgeben, angelegt, abgezogen den Vorzug geben. Die Entstehungsursache dieser konkretisirten Verba ist Wustmann so völlig fremd geblieben daß er diese „Sprachmode" einfach als „Schwulst" dem Gebildeten zu verekeln gesucht. Und doch muß er mit gewohnter Mangel an Scheu vor dem Vorwurf der Consequenzlosigkeit zugeben, daß die Worte beansprucht und bevorzugt ganz dieselbe Entstehungsweise haben — die anderen hier von ihm angeführten Beispiele gehören gar nicht hierher — ohne daß wir

im Stande wären, sie wieder zu vernichten. Freilich meint er, seien sie bei ihrem ersten Auftauchen für feinfühligere Ohren ebenso fürchterlich gewesen wie jetzt vereinnahmen und verabzugen. Zum Teufel mit dieser angeblichen Feinfühligkeit, wenn sie immer nur in neuen Worten das häßliche herausfühlen will, gegen die Erfühlung der tieferliegenden Ursachen solcher Neubildungen aber stumpf bleibt, wie der Zahn eines ausrangirten Gauls.

Daß diesem selben Streben nach Versinnlichung des Ausdrucks auch Wörter wie fertigstellen, richtigstellen, sicherstellen, klarlegen, festlegen ihren Ursprung verdanken, hat Wustmann richtig erkannt, und gerade darum sind sie ihm ein Greuel. Einige von ihnen bekämpft er aber deswegen mit besondrer Energie, weil die ihnen zu Grunde liegenden Bilder falsch gedacht sind. Das ist ein Weg, auf dem wir ihm ein Stück folgen können. Wirklich falsch gedachte Vergleiche werden jedem Mann von Geschmack zuwider sein. Sie gerade bilden diejenige Ausdrucksweise, die man als Schwulst bei all zu phantastisch schreibenden Schriftstellern belacht und verdammt. Daß sich derartige falsch gedachte Vergleiche nun gar zu stehenden Wortbildungen verfestigen, ist gewiß nicht wünschenswerth. Ist es nun aber schließlich einmal geschehen, so sei man doch auch hier nicht so prüde und lasse dem häßlichen Bastard sein bißchen Leben; auch er hat durch sein Dasein allein Daseinsberechtigung genug. Mögen daher auch die Bildungen klarlegen und klarstellen solch einer Verbindung zweier durchaus nicht zusammengehöriger Worte ihr Leben verdanken, die munteren Zaunkinder sind nun einmal da, und tyrannisch gehandelt wäre es daher, wollten wir ihnen wieder den Garaus machen. Zudem wer anders sieht ihnen denn ihre illegitime Geburt noch an, als der pedantische Bureaukrat, der jeden Menschen als solchen erst anerkennt, wenn alle seine Papiere in Ordnung sind?

Solche Vergleiche abstrakter Vorstellungen mit körperlichen Gegenständen liegen nun aber noch einer ganzen Reihe von Neuwörtern zu Grunde, die Wustmann gerade deswegen abscheulich findet. Worte wie Tragweite, Bildfläche, Schulter an Schulter, zielbewußt, erhellen, auslösen, unentwegt Preislage und endlich auch viele jener Fachausdrücke, die aus der Wissenschaft, insbesondre der Naturwissenschaft, in die

Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen sind, wie beispielsweise Fremdkörper, sie alle zeugen von dem Drange der gegenwärtig lebenden Generation, die Sprache aus den Regionen des abstrakten Gedankenfluges herabzuziehen und auf den Boden der Thatsächlichkeit zu stellen.

Ueber diese Richtung der Sprachformung aber erstaunt und verärgert zu sein, das bringt nur ein Mann fertig, der sein Leben lang nicht aus den vier Wänden seiner Berufsthätigkeit herausgekommen ist. Aber selbst ein Philologe wie Wustmann sollte doch erkennen, daß dieselbe Geistesrichtung, die unsrer Sprache gegenwärtig die Form zu geben sucht, auch in der Wissenschaft die herrschende ist. Jene naturwissenschaftliche Betrachtung der Sprachentwickelung, über die er sich so erbost, worauf anders ist sie zurückzuführen, als auf die Verthatsächlichung des Denkens gerade auch in der Sprachwissenschaft. Und wenn er aus dem Gebiete seiner Berufsthätigkeit einen Schritt nach rechts und einen nach links thut, überall wird er die gleiche Erscheinung wiederfinden. Dort wird er es gewahr werden, daß die spekulative Philosophie wenn auch nicht ganz der naturwissenschaftlichen Spekulation gewichen ist, so doch überall ihre abstrakten Ideengänge nicht mehr allein auf rein aprioristische Denkoperationen, sondern in ungleich höherem Grade auf die Thatsachen sei es der Natur sei es des menschlichen Lebens zu stützen versucht. Nach der andern Seite hin braucht er nur einen flüchtigen Blick zu werfen, um sofort zu erkennen, daß die gesammte Literatur ihre ganze Kraft dem Boden der Thatsachen entnimmt. Die modernste Erscheinung auf diesem Gebiet, der Naturalismus, dessen Berechtigung auch diejenigen gewiß anerkennen werden, die seine krassen und geschmacksverlassenen Auswüchse aufs höchste tadeln, führt uns wieder nach zwei Seiten hin zu Gebieten des menschlichen Schaffens, die von dem gleichen Streben nach Verthatsächlichung durchdrungen sind. Auf der einen Seite zum Naturalismus in der Kunst, auf der andern zur herrschenden Richtung der Volkswirthschaftslehre. Was sind die meisten Romane des, wenn auch vielleicht nicht bedeutendsten so doch sicher fleißigsten aller Naturalisten, Emile Zolas, anders, als eine geschickte Zusammenstellung von Thatsachen des wirthschaftlichen Lebens, ganz ähnlich den wissenschaftlichen, im letzten Jahrzehnt in

großer Menge erschienenen Schriften, die sich die Erforschung irgend eines Wirthschaftsgebietes oder einer bestimmten wirthschaftlichen Thätigkeit zum Ziele gesetzt haben? Diese hinwiederum sind der Ausfluß jener Forschuugsrichtung in der nationalökonomischen Wissenschaft, die in neuerer Zeit eine immer größere Schaar von Jüngern um sich gesammelt und die früher vorherrschende philosophisch-spekulative Richtung ganz und gar in den Hintergrund gedrängt hat.

Alle Regungen und Lebungen des menschlichen Geistes aber und insbesondere dieser seiner Richtung auf Verthatsächlichung des Denkens, stehen in einem inneren Zusammenhange. Und so führt uns denn unser Weg von der Volkswirthschaftslehre auf der einen Seite zur Rechtswissenschaft, auf der andern zur Politik. Die Jurisprudenz verlegt ihre Thätigkeit jetzt fast ausschließlich auf die Erforschung des vorhandenen Rechts, also die Interpretation der Gesetzbücher und die Auslegung konkreter Rechtsfälle, sowie auf die Schaffung neuen konkreten Rechtes. Das Interesse an der theoretischen Spekulation über das Wesen und das System der Rechte ist so gut wie vollständig verschwunden.

Auch in der Politik, der höchsten Bethätigung des menschlichen Geistes, hat sich vor unsern Augen der gleiche Umschwung der Anschauungen vollzogen, wie im ganzen übrigen Geistesleben der Nation. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts war es das abstrakte Freiheitsideal, für das sich das Volk und seine Höchstgebildeten begeisterten und dessen allgemeine Durchführung man ohne Rücksicht auf die konkreten Verhältnisse unter allen Umständen forderte. Die nachsiebziger Zeit aber verlangt in jedem einzelnen Falle den Nachweis, ob denn auch die schrankenlose Freigebung des individuellen Willens mit der Wohlfahrt des Staates verträglich oder ob nicht vielmehr im Interesse der Allgemeinheit ein machtvolles Eingreifen des Staates geboten ist. Das Ideal der staatlichen Macht, modifizirt in jedem konkreten Fall durch die Forderung der unbedingt nothwendigen persönlichen Freiheit, ist es, das in der Gegenwart dem Volke sowohl wie der großen Mehrzahl derjenigen vorschwebt, die Bildung und Intelligenz über die Masse sich zu erheben befähigen. Auf dem Gebiete der äußeren Politik ist es begründet worden durch die gewaltigen Thaten

des deutschen Volks in Waffen, auf dem der inneren Politik aber hat es — welch Einsichtiger wollte das leugnen? — seinen stärksten Impuls erhalten durch die socialistischen Bestrebungen. Hier ist es die social-politische Gesetzgebung, die es gezeitigt hat, nach außen hin aber ist es dieses Ideal der Staatsmacht, von dem durchdrungen Deutschlands Herrscher und Volk die staatlichen Machtmittel zu Lande und zur See immer widerstandsfähiger gegen jeden feindlichen Angriff zu machen trachten, und von dem durchdrungen Deutschland auch in Uebersee festen Fuß zu fassen begonnen hat.

Innig verwebt mit dem gesammten geistigen Leben der Nation, so stellt sich uns das Leben unserer Sprache dar. Es ist das Blut, das den ganzen Körper durchströmt, und das, indem es aus allen seinen Theilen neue Stoffe empfängt, allen aber auch neue Lebensanregungen wieder zuführt, das verbindende Element zwischen den einzelnen Theilen des Geisteslebens des Volkes bildet.

Das mißkannt zu haben, und wo er es erkannt hat, als Unglück hingestellt zu haben, das ist der größte, das ist der principielle Vorwurf, der Wustmann gemacht werden muß. Wie aber ein Kritiker — sit venia verbo — sich angesichts dieser Thatsache zu der Phrase hat hinreißen lassen können: „Nicht Rembrand sondern Wustmann ist der Erzieher der Deutschen,“ das läßt sich nur aus der jubelnärrischen Entzücktheit der ganzen Schulmeisterzunft darüber erklären, daß Einer der ihrigen auch einmal nicht blos von den zum stillschweigenden Lauschen auf ihre Worte verurtheilten Schulbuben, sondern auch von den Erwachsenen in ganz Deutschland andächtig angehört worden ist.

Doch mit dem Nachweis, in wie hohem Grade Wustmann mit seinem Kampf gegen Neubildungen die innere Tendenz der Sprachbildung verkannt hat, sind wir noch nicht zu Ende.

Es hängt mit dem Streben der Sprache nach Körperlichkeit eng zusammen, wenn dieselbe bestrebt ist, an Stelle von etwas verblaßten Worten, kräftigere Ausdrücke zu setzen. Aus diesem Grunde gebraucht man jetzt mit Vorliebe die von Wustmann so hart getadelten Worte herausbilden, entfallen, erhoffen, erbringen statt der älteren, einfachen Formen, aus diesem Grunde lieben wir es, eine Menge

Adjektive wie gelehrt, tragisch, bedeutsam, ernst, interessant und zahllose andere statt mit dem verblaßten, ursprünglich auch eine kraftvollere Bedeutung tragenden sehr, mit dem sinnlicheren, anschaulicheren hoch zu steigern, aus diesem Grunde verstärken wir manchmal einfache Hauptwörter durch eine Präposition lokaler Bedeutung, die den Begriff des Wortes gleichsam verörtlicht und darum verkörperlicht, wie in Vorahnung, Vorbedingung, Anrecht, Antheilnahme, Beihilfe, Rückerinnerung, Herabminderung und aus ganz demselben Grunde haben sich auch das nachgeradezu anrüchig gewordene derselbe und das nicht minder berüchtigte derjenige im Laufe der Zeit immer mehr an Stelle älterer, mehr oder weniger verblaßter Fürwörter gedrängt.

Der Kampf, den Schröder in seinem „Papiernen Stil" gegen diese Wörter aufnahm, hat ja bekanntlich den ganzen sprachlichen Feldzug eröffnet. Schröder also gebührt das zweifellose Verdienst, die Augen des großen Publikums auf diese Sprachfragen gelenkt zu haben, deren eingehende Erörterung ja nur im Interesse der deutschen Stilentwickelung liegen kann. Ihm gebührt ferner das noch größere Verdienst, mit Energie die Wiedereinführung von Ausdrücken und Wendungen der lebendigen Volkssprache in die Schriftsprache befürwortet zu haben. Die meisten Schriftsteller hatten bis dahin nicht den Muth statt in, auf, über, aus demselben: darin, darauf, darüber, daraus zu sagen, schämten sich, das unbestimmte Fürwort „man" so zu dekliniren, wie es die Volkssprache thut: eines, einem, einen, hatten eine kleinliche Furcht, das e des neutralen persönlichen Fürworts (es) abzuwerfen und das s einfach an das Zeitwort anzuhängen, hielten es für unfein, das relative Fürwort der, die, das direkt dem gleich geschriebenen, aber anders gesprochenen hinweisenden Fürwort der, die, das folgen zu lassen, kurz, sie klammerten sich ängstlich an alle die lächerlichen Regeln, die eine pedantische Schulmeisterei in den Schreibstil der deutschen Sprache hineingeklügelt hatte. Von diesem schwerlastenden Alp hat Schröder den deutschen Stil erlöst. Das wird ihm Jeder zugestehen müssen, auch wer seine kategorischen Forderungen, anders zu schreiben wie bisher, als solche verwirft, in ihnen aber sehr annehmbare Vorschläge sieht, nun in die bis dahin übliche steife Ausdrucks-

weise durch Wechsel zwischen den alten und den neuen Formen etwas mehr Leben und Abwechslung zu bringen.

Daß Wustmann, der diese Ideen Schröders vollständig in sein Buch aufgenommen hat, ja vielleicht erst durch sie zur Abfassung desselben veranlaßt worden ist, mit keiner Silbe der Schröderschen Schrift gedenkt, das ist eine so verblüffende, nicht nur mit allen wissenschaftlichen Gepflogenheiten, sondern einfach mit den ganz gewöhnlichen Regeln des Anstandes in so schroffem Gegensatze stehende Thatsache, daß, wer überhaupt in dieser Frage das Wort ergreift, daran nicht stillschweigend vorübergehen kann. Um sowas fertig zu bringen, muß man in der That von einem alles menschliche Maaß übersteigenden Dünkel angefüllt sein!

Zu der Frage selbst nehme ich folgende Stellung. Grundverkehrt ist es zu behaupten, der Gebrauch von derselbe für dieser und er sei falsch, derselbe bedeute vielmehr stets nur dergleiche, ebenderselbe. Wie überall, so ist auch hier der thatsächliche Sprachgebrauch der entscheidende; wollte man es einen verwehren, unter Umständen einmal derselbe statt er zu gebrauchen, so müßte man mit gleichem Recht vom Franzosen verlangen, seinen Artikel nur in der Bedeutung von „jener“ zu verwenden, da er ursprünglich aus dem lateinischen ille entstanden ist. Daß zwischen jenem ille und dem französischen le anderthalb Jahrtausende liegen, bei unserm „derselbe“ aber sogar die ursprüngliche Bedeutung neben der neuen noch vorkommt, ist principiell vollständig gleichgültig. Sobald eine neue Wortbildung oder eine neue Wortbedeutung da ist, darf sie es auch sein.

Auf der andern Seite ist natürlich nicht zu leugnen, daß der häufige Gebrauch des dreisilbigen derselbe, ebenso wie der des viersilbigen derjenige etwas ungemein steifes und schleppendes hat. Sicher thut man meistenfalls darum besser, es zu vermeiden. Manchmal aber wird durch die Rücksicht auf die Deutlichkeit oder die Schönheit des Ausdrucks eines der beiden Worte geradezu gefordert. Treten beispielsweise zwischen das hinweisende und das zurückbezügliche der eine Anzahl anderer Worte, so wird der Leser beim Lesen des ersten der oft gar nicht merken, daß es ein betontes hinweisendes Fürwort und nicht der bloße Artikel ist. In diesem Falle

setze ich an Stelle des der ein derjenige. Soll mit einer Präposition das neutrale persönliche Pronomen verbunden werden, und läßt sich diese Verbindung nicht durch eine mit da (dar) gebildete Wortform ersetzen, so klingt es — für meine Ohren wenigstens — abscheulich, wird die Präposition statt mit „dasselbe" mit „es" verbunden. So schrieb ich kürzlich folgenden Satz: „Im dritten Jahre sollte er, wenn auch nur um sich einen ungefähren Einblick in dasselbe zu verschaffen, im Erwerbsleben thätig sein." Hier war das „in dasselbe" durch ein „darin" nicht zu ersetzen, denn dies antwortet nur auf die Frage „wo?" nicht auch auf die Frage wohin?" und ein „dahinein" wird in dieser Weise nicht gebraucht. Ich versuchte es nun probeweise einmal mit „in es". Da wars mir aber gerade so, als ob einer mich mit solcher Wucht auf einen Fels aufgedonnert hätte, daß mir das Rückgrat entzweigebrochen wäre; ich hörte es förmlich knacken.

Ein anderer, von Wustmann nicht herausgefundener oder nicht anerkannter Grund für die Bildung von Neuwörtern liegt in der dadurch erzielten Kürzung der Ausdrucksweise. Diesem gewiß berechtigten und den Charakter der Gegenwart durchaus entsprechenden Streben nach Zeitersparniß dienen unter andern der Ersatz ganzer Nebensätze durch ein Hauptwort auf ung in Verbindung mit der Präposition in, nach Wustmann ein Mißbrauch, der sich in den letzten Jahren wie Ungeziefer verbreitet hat. Ob solche Ausdrücke wie in Ergänzung, in Beantwortung, in Anerkennung, in Anlehnung, in Verlängerung einmal an Stelle von Zusammensetzungen mit aus oder mit zu, ein ander Mal an Stelle von Sätzen mit als oder indem getreten sind, und ob sie daher in dem einen Falle etwas weniger der sprachlichen Logik entsprechen als im andern, ist absolut gleichgültig Sie sind da, sie gestatten eine vorzügliche Erleichterung und Kürzung der Sprachweise, an ihrer Schönheit hat kein vorurtheilsfreier Mensch etwas auszusetzen, sie werden also weiter und weiter gebraucht werden, und ob sich bei ihrem Anblick ein paar galligen Schulmeistern der Leib auch krümmen möge vor logisch-ästhetischen Schmerzen.

Den Zusammenschluß eines Adjektivums mit einem Hauptwort zu einem einzigen Worte findet Wustmann höchst ab-

geschmackt. Alle solche Bildungen, soweit sie in die Sprache bereits eingebürgert seien, wie Neumond, Schwerspath, Fremdwort, Vollmacht u. s. w. seien Fachausdrücke, wer also neue derartig gebildete Worte aufbringe und gebrauche, wolle den Anschein der Fachgelehrsamkeit erwecken, und — darum dekretirt der praeceptor Germaniae, daß sie fortan wegzufallen haben, damit das deutsche Volk wieder etwas Bescheidenheit lerne. Fort also mit solchen facheitlen Wörtern wie Erstaufführung, Fremdkörper, Neuauflage, Höchstmaaß, Einzelpersönlichkeit.

Es ist vorhin schon betont worden, daß die Schmückung der Rede mit Fachausdrücken häufig dem Bedürfniß nach Verkörperlichung der Ausdrucksweise entspricht und darum durchaus nicht zu tadeln ist. Hier soll weiter hervorgehoben werden, daß diese Neubildungen, gerade weil sie die Tendenz haben, zu Fachausdrücken sich zu gestalten, sehr oft einen Begriff viel kürzer und schärfer wiedergeben, als es die einfache Nebeneianderstellung ihrer beiden Bestandtheile vermag. So habe ich beispielsweise für den kolonialwissenschaftlich wichtigen Begriff: Land mit junger Kultur das Wort Jungland gebildet. Jeder Mensch versteht ohne weiteres, was damit gemeint ist. Gegenüber dem Ausdruck junges Kulturland bedeutet der meinige aber eine erhebliche Kürzung, gegenüber dem Ausdruck junges Land dagegen, gerade vermöge seiner Eigenschaft, schon durch die Art seiner Zusammensetzung als Fachausdruck zu wirken, eine schärfere Begrenzung des Begriffs; denn unter einem jungen Lande könnte man ebenso gut ein Land von geringem geologischen Alter verstehen.

Ganz die gleiche Bewandniß hat es mit den Zusammensetzungen von Eigennamen mit Hauptwörtern wie Japanwaaren, Smyrnateppiche, Selterswasser, die gleichfalls zugleich eine Verkürzung und eine fachliche Begrenzung des Ausdrucks in sich schließen. Daß es sich hier wieder einmal nur um eine bloße Laune des kleinen Schultyrannen handelt, wenn er solche Verbindungen als Rohheit brandmarkt, zeigt sich am deutlichsten daran, daß er keinen Anstoß nimmt an Ausdrücken wie Bordeauxwein, Jamaikarum, Chesterkäse und Havannazigarren — kleiner Schlauberger der, solche Leckereien läßt er sich natürlich nicht verekeln! — und zwar

nur deswegen, weil hier dem Ländernamen ein passendes Adjektiv fehlt. Aber was dem Bordeauxwein recht ist, das ist dem Selterswasser billig. Unerhört ungerecht wäre es, Ortsnamen nur deswegen ihr Recht, mit andern Worten neue Verbindungen einzugehen, nehmen zu wollen, weil sie schon in unverbundenem Zustande ein uneheliches Kind erzeugt haben. Eine dieser Neubildungen allerdings, wenn er die hätte unterdrücken können, dann hätte sich Wustmann ein größeres Verdienst um das deutsche Volk erworben, als mit all seiner sonstigen Nörgelei an der deutschen Worterzeugungslust. Dieses eine Wort hat schon mancherlei Unheil angestiftet im deutschen Reich und zum Beweise dafür, welch große Wichtigkeit die Sprachbildung unter Umständen auch auf ganz entfernliegende Dinge haben kann, und daß daher über sie ausführlich zu sprechen und zu streiten auch vom allgemeinen Gesichtspunkte gar nicht so unberechtigt und so bedeutungslos ist, wie das dem Fernerstehenden vielleicht erscheinen mag, will ich eine kleine Geschichte von der unheilvollen Wirkung dieses Wortes hier zum Besten geben. Ich meine das Wort Afrikareisender, gerade eines derer, die vor dem strengen Richterstuhl unseres Censors noch mit einem „fast ziemlich genügend“ abschneiden. Giebts da einen biedern Deutschen — in der Jugend hatte er in seines Vaters Wirthshaus den Gästen das Bier gebracht und später dem Vernehmen nach etwas Hundezucht getrieben — der kommt nach Afrika. Nachdem er fünf Tage lang außerhalb des Gesichtskreises der Europäer „im Innern“ gewesen, druckt er, nach Europa zurückgekehrt, auf seine Visitenkarte, sage und schreibe druckt auf seine Visitenkarte: So und So, Afrikareisender. Diese Visitenkarte nun — und sie einzig und allein, denn der Mann hatte weder ein bestechendes Aeußere noch imponirende Manieren, noch die geringste Beredsamkeit oder Schreibsamkeit, noch irgend welche, wenn auch noch so wenig über das Niveau eines Dorfschulzöglings hervorragende Kenntnisse oder Fähigkeiten — diese Visitenkarte allein mit ihrem konsternirenden Worte Afrikareisender, sie wirkte wie ein Zauberkräutlein, mit welchem sich dieser absolut nullige Mensch alle Thüren, die dem Sterblichen überhaupt sich erschließen, mit Leichtigkeit öffnen konnte. Mit Auszeichnungen aller Art wurde er überschüttet, und in Dutzenden von Versammlungen

wurden Vorträge von ihm mit jubelndem Beifall belohnt, die so nichtssagend nach ihrem Inhalt und so krüppelhaft in ihrer Form waren, daß, hätte sie ein Mann ohne jenes Visitenkartenwort irgendwo zu halten sich erfrecht, er schon nach wenigen Minuten vom Rednerstuhl herunter gelachdonnert und zur Saalthür hinaus gelachhagelt worden wäre. Doch es hatte noch weit ernstere Folgen dieses unglückselige Wort auf seiner Visitenkarte; sie aber hier zu berühren, versage ich mir, weil ein abschließendes Urtheil über sie zur Zeit noch nicht möglich ist. Und alles dies hat einzig und allein die Existenz dieses Wortes und die dadurch geschaffene Möglichkeit verschuldet, sich die Zugehörigkeit zu einem Berufe anzumaßen, der als solcher gar nicht existirt und nicht existiren kann, weil das, was er bedeuten und was in ihm den Leuten imponiren soll, immer nur die höchstindividuelle Leistung einiger weniger hervorragender Persönlichkeiten bleiben wird. Man hat einen Gattungsnamen geschaffen für einen Begriff, der nur Individuen umfaßt.

Als letzter Grund zur Rechtfertigung der von Wustmann verworfenen Neubildungen sei die Begriffsnuancirung hervorgehoben, die sich in vielen von ihnen nachweisen läßt. Wustmann selbst erkennt solche an bei den zahlreichen von ihm angeführten neugebildeten Präpositionen, wie anläßlich, behufs, hinsichtlich, einschließich, sowie in dem Gebrauche von beziehungsweise neben oder. Wenn er nun trotzdem gegen diese Worte losdonnert und sie aus dem deutschen Sprachschatz verbannt wissen will, so muß ein derartiger Raubversuch als eine gradezu empörende Barberei, als eine rohe Versündigung an den zarten Feinheiten der Sprache, mit Keulenschlägen zurückgewiesen werden. Im übrigen ist dieser Fall wieder einmal ein unübertrefflich deutlicher Beweis dafür, daß dieser Mann, der sich mit seinem angeblichen Sprachgefühl in so aufdringlicher Weise brüstet, auch nicht die leiseste Ahnung von Verständniß für den Zusammenhang des Sprachstandes eines Volkes mit seinem Kulturstande hat. So lasse er sichs denn gesagt sein. Wie es das untrüglichste Zeichen für den niederen Kulturstand eines Volkes ist, wenn seine Sprache bei einer großen Armuth an Gattungsnamen eine Fülle von Artnamen aufweist — er sehe sich die afrikanischen Sprachen einmal an, wo beispielsweise im Kisuaheli zwar kein Wort für den Gattungsbegriff Korb

existirt, dagegen eine zahlose Menge von Worten für alle möglichen Arten vou Körbe, je nach der Verschiedenheit in ihrer Größe, ihrer Form, ihrem Material und ihrer Bestimmung — so ist es das sicherste Zeichen für die Kulturhöhe eines Volkes, wenn seine Sprache einen großen Reichthum an Präpositionen und Conjunctionen aufweist, mit deren Hülfe sie alle nur denkbaren Beziehungen der Worte zu einander ausdrücken kann. Der Naturmensch zeichnet sich aus durch die Schärfe seiner Beobachtungsgabe und die erstaunlich sichere Fixirung äußerlich wahrnehmbarer Merkmale. Der Omuherero in Südwestafrika kennt jedes einzelne Stück seiner zahlreichen Ochsenheerde so genau nach ihren individuellen Merkmalen, daß er jedes ihm gehörige Thier unter Hunderten von fremden mit unfehlbarer Sicherheit wiedererkennt. Darum ist es ihm ein Bedürfniß und ist er es auch im Stande, alle Individuen, die sich auch nur durch ganz geringfügige gemeinsame Merkmale von den andern unterscheiden, unter einem besonderen Artbegriff durch einen besonderen Ausdruck zusammenzufassen. Wo der Kulturmensch nur zwei gleiche Dinge sieht, bespielsweise zwei zum Tragen eingerichtete geflochtene Gegenstände von denen der eine zufälliger Weise flaschenförmig der andere kesselförmig gerathen ist, sieht der Naturmensch zwei in ihrem Wesen für ihn ebenso verschiedene Arten von Dingen, wie wir sie etwa in einem Korbe und einem eisernen Kessel sehen.

Der Kulturmensch hat sein geistiges Auge geschärft. Die inneren Beziehungen von Personen und Sachen zu einander erscheinen ihm in zahllosen Fällen ganz verschieden von einander, in denen der auf niedriger Kulturstufe stehende Mensch immer nur ein und dasselbe Verhältniß erblickt. Er hat daher auch daß Bedürfniß für alle von ihm bemerkten Verschiedenheiten einen sprachlichen Ausdruck zu finden, und diese liefern ihm die Präpositionen und Conjunktionen. Ihr Bestand ist also zweifellos der sicherste Maaßstab für die geistige Beobachtungsfähigkeit und damit die Kulturhöhe eines Volkes.

Die Neubildungen, deren Daseinsberechtigung ich bis jetzt gegen die Angriffe Wustmanns zu vertheidigen hatte, waren größtentheils solche, deren Ursprung sich selten auf eine be-

stimmte Person zurückführen läßt; sie sind im Munde des Volkes entstanden wie die Unkräuter im Garten, von denen Niemand weiß, wo ihr Same hergekommen ist. Sie schon waren dem sorgsamen Gärtner ein Greuel. Wie aber muß er sich erst erboßen, wenn einer ihm muthwilliger Weise fremdes Unkraut absichtlich zwischen seine Blumen gesäet hat. Hier hat er doch eine Person, gegen die er seinen Zorn auslassen kann, und unser Garteninspektor — diesen Rang nimmt er zum mindesten für sich in Anspruch — thut es denn auch weidlich. Zwar versteht er sich zu einigen Zugeständnissen an solche Wortschöpfer; aber die stehen ihm nur auf dem Papier, in Wirklichkeit schlägt er blindwüthig auf alle solche Einzelschöpfungen los, ohne zu untersuchen, ob die von ihm aufgestellten Bedingungen erfüllt sind oder nicht. Das beweist wohl am besten seine geradzu lächerliche Verdammung der Worte Einakter und Durchquerung, die er ohne jede weitere Begründung, wahrscheinlich nur auf Grund seines unerhört feinen Sprachgefühls als Scheußlichkeiten qualifizirt. Der Grund, warum er überhaupt in der Theorie die Zulässigkeit von Wortschöpfungen einräumt, liegt meinem Gefühl nach überhaupt nur darin, weil er ohne dieses Zugeständniß nicht zu gleicher Zeit gegen die Fremdwörter losziehen könnte, deren wenn auch nur theilweise Abschaffung ohne solche Neuschöpfungen nun doch einmal nicht möglich ist.

Entfremdwörterung der deutschen Sprache! Auch da kommen mir wieder meine Jugendschwärmereien in Erinnerung; denn in derselben Zeit war es, da ich für die altdeuschen Ideale Grimms und für die Reinigung der deutschen Sprache vom Fremdwörterunrath schwärmte. Mittlerweile hat ja diese letztere Schwärmerei die weitesten Kreise des deutschen Volkes ergriffen, und man muß sich jetzt, will man nicht als unpatriotisch gelten, förmlich hüten, für die Beibehaltung von einigen Fremdwörtern mehr einzutreten, als vom „Deutschen Sprachverein“ nach gnadenweise geduldet werden. Ich aber lasse mich von solchen geistigen Massenbewegungen nicht im mindesten terrorisiren, und halte vorläufig an den Standpunkt fest, der sich mir nach mancherlei Schwankungen in meinen Ansichten als der für das Wohl der deutschen Sprache günstigste ergeben hat.

Ich kann es nicht zugeben, daß der Gebrauch vieler fremder

Wörter an und für sich schon beschämend ist für die deutsche Nation. Im Gegentheil ich halte es für einen großen Vorzug in der deutschen Sprache, daß sie im Stande ist, ohne weiteres die sprachlichen Geistesprodukte fremder Nationen ihrem grammatikalischen Bau anzupassen und so unsern Sprachschatz mit ihnen fortdauernd zu bereichern. Die französische Sprache kann das beispielsweise nicht. Beschämend für die deutsche Sprache halte ich es nur, wenn sie für irgend einen Begriff nur ein fremdes Wort in ihrem Sprachschatz besitzt. Darum ist es auch meiner Meinung nach durchaus anzuerkennen, wenn man sich Mühe giebt, für alle Fremdwörter deutsche Ausdrücke zu finden, und zwar wenn möglich nicht bloße Uebersetzungen sondern originell gedachte Wiedergaben des auszudrückenden Begriffs, aber nicht soll man verlangen, daß man nun unter allen Umständen auch das neue deutsche Wort anwende. Die Verdeutschung fremder Wörter soll zur Bereicherung der deutschen Sprache führen: wo mir früher nur ein Wort zur Verfügung stand, einen Gedanken auszudrücken, soll ich jetzt deren zwei zur Auswahl und zum abwechselndem Gebrauche haben, und es soll nur von meinem guten Geschmack abhängen, ob ich häufiger das alte fremde oder das neue deutsche Wort anwenden will. Oft wird die Sache auch so liegen, daß die versuchten Verdeutschungen eines Fremdwortes nicht ganz genau den gleichen Sinn haben, wie jenes. Dann bin ich zwar genöthigt, will ich jenen Sinn prägnanter Weise wiedergeben, vorläufig bis auch hierfür ein ganz zutreffendes Deutschwort gefunden ist, mich noch des Fremdwortes zu bedienen, dafür aber habe ich für ein oder vielleicht mehrere Nuancen des Begriffs, die ich vorher gar nicht für sich abgesondert wiedergeben konnte, einen passenden Ausdruck gefunden, und der Sprachschatz ist in noch glücklicherer Weise bereichert, als hätten die Begriffe des neuen und des alten Wortes sich vollständig gedeckt.

Diesen von mir im Allgemeinen festgehaltenen Standpunkt, den ich als den Sprachbereicherungsstandpunkt bezeichnen möchte, nehme ich aber nun nicht ein gegenüber der Verdeutschung von Fachausdrücken, namentlich solcher des öffentlichen Lebens.

Technische Begriffe sind, im Interesse der sicheren Verständigung der Berufsleute untereinander und des sicheren Ver-

ständnisses des Publikums womöglich stets mit einem einzigen, ein für alle Male festgesetzten Worte zu bezeichnen. Haben wir allso keine Wahl zwischen zwei Worten, dann allerdings ist es durchaus zu wünschen, daß ein deutsches Wort diese Alleinherrschaft erlange, ja in diesem Fall ist es in der That ein beschämendes Armuthszeugniß für uns, wenn wir gezwungen werden, uns mit fremden Worten zu behelfen. Aber gerade hier ist auch die Verdeutschung der Fremdwörter eine ungleich leichtere, als bei den Wörtern des täglichen Lebens. Denn hier liegt nicht die Gefahr vor, daß, weil der neue Ausdruck den Begriff des Fremdworts nicht deckt, ersterer künftighin für eine andere als die gewollte Nuance dieses Begriffs gebraucht werde. Bei solchen Fachwörtern kommt es vielmehr einfach nur auf den Willen der maßgebenden Persönlichkeiten an, daß irgend ein, wie immer gebildetes Wort fortan für ein andres als terminus technicus benutzt werden solle Im besonderem Vortheil sind natürlich hierbei die Behörden, denn während sonst die Einführung neuer Fachausdrücke im Wege gegenseitiger Vereinbarung erfolgen muß, kann sie hier einfach anbefohlen werden. Das erkannt und darnach gehandelt, und zwar mit großem Geschick und Verständniß gehandelt zu haben, das ist das ganz unschätzbar hohe Verdienst des obersten Leiters des deutschen Postwesens. Nicht nur, daß es ihm gelungen ist, die neu von ihm eingeführten Fachausdrücke des Postwesens mit ganz überraschender Schnelligkeit allgemein durchzusetzen, nein sein Beispiel hat auch anfeuernd auf andere Behörden gewirkt, und auch hier die glücklichsten Verdeutschungen von Fachausdrücken, so insbesondere im Eisenbahnwesen zur Folge gehabt. Auch in der Rechtspflege machen sich die deutschen Fachausdrücke immer mehr Bahn und insbesondere werden die Verfügungen jetzt wohl nur noch von alten Herren mit den mittelalterlichen lateinischen Worten und deren Abkürzungen aufgesetzt. Sie allerdings sind eine unerhörte Schmach für das deutsche Volk, weil es nicht etwa der deutschen Grammatik einverleibte Fremdwörter, sondern geradezu fremde Wörter mit ihren lateinischen Flexionsformen, ja oft ganze oder halbe lateinische Sätze sind, (Orginaliter cum actis, sub petito remissionis u. s. w.) die von den vorsiebziger Richtern und Anwälten mit der felsentrotzigen Hartnäckigkeit des

unüberzeugbaren Alters festgehalten werden. Wer als Justizminister gegen diese Mittelalterlichkeit, diesen beschämenden Rest der Abhängigkeit der deutschen Rechtspflege vom römischen Recht mit durchgreifender Energie einschreiten wollte, der würde sich ein unvergängliches Verdienst um die Entwicklung des deutschen Sprachbewußtseins erwerben. Dieser Frage gegenüber ist das, was Wustmann gegen den deutschen Kanzleistil, den er offenbar gar nicht kennt, vorbringt die reine Kinderei. Eine Amtssprache ist für die Rechtspflege absolut nothwendig, und die unsrige ist gegenwärtig, nachdem sie sich von zahllosen Schnörkeleien und andern Ueberkommenheiten früherer Zeiten befreit hat, soweit sie deutsch ist, durchaus nicht die schlechteste.

Ich selbst habe in allen meinen Schriften den Versuch gemacht, einige Fremdwörter zu verdeutschen. Aber dazu hat mich auch zu der Zeit, als ich meinen Standpunkt in dieser Frage noch nicht so scharf fixirt hatte wie jetzt, viel weniger der Entfremdwörterungsdrang als vielmehr objektiv die Rücksicht auf den Bereicherungsstandpunkt, subjektiv die Lust an neuen Wortschöpfungen getrieben. Und daß ichs nur gestehe, gerade in dieser letzteren fühle ich mich am tiefsten getroffen durch die Wustmannsche Schrift, sie sah ich am ärgsten bedroht durch den in ganz Deutschland mit so jubeltollen Beifalle aufgenommenen Angriff auf die deutsche Sprachfreiheit, und sie zu schützen gegen den Verwüstungskrieg, den die Schulmeisterei den neuen Wortbildungen geschworen hat, liegt mir am allermeisten am Herzen.

Für mich ist die von Wustmann in den Vordergrund gestellte Frage, ob ein Bedürfniß nach einem neuen Worte vorliegt, absolut gleichgültig. Wer neue Worte zu bilden versteht, der soll es ohne die geringste Einschränkung thun dürfen, sind sie schlecht, so haben sie doch nichts geschadet, und sind sie gut, so wird sie das Publikum, falls sie überhaupt zu seiner Kenntniß gelangen, auch schließlich aufnehmen, unbekümmert darum, ob ein Bedürfniß nach ihnen vorgelegen hat, oder nicht. Diese Freiheit lasse ich mir durch keinerlei pedantische Regeln über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit von Wortschöpfungen verkümmern. An ihr habe ich ein höchstpersönliches Interesse. Denn — und ob auch das ganze bakelschwingende Tyrannunkelgezücht Zeter und Mordio schreie über diese frevelhafte Schändung der Muttersprache, mit wahrer Lust

sei ihnen das Geständniß ins Gesicht geschleudert — für mich bildet die Schöpfung neuer Worte einen geistigen Sport. Darum beschränke ich mich nicht etwa darauf, mich hinzusetzen und nun für ganz bestimmte Begriffe, die ich in meinen Veröffentlichungen zu verwenden habe, neue Worte auszuklügeln, sondern in freier Unterhaltung und öfters noch in Briefen kommt es mir zuweilen in den Sinn, irgend ein neues Wort zu bilden oder ein altes umzuprägen, ohne daß ich die Hoffnung hegte, dieses Neuwort nun dauernd dem deutschen Sprachsatze einverleiben zu können. Der Unterschied von diesen Einfallsworten und den in meinen Schriften angewandten Neubildungen ist nur der, daß bei ersteren sich auch wohl mal ein falschgebildetes Wort einschleicht, während ich bei letzteren die Regeln der deutschen Wortbildung stets genau, wenn auch nicht pedantisch, also unter Zulassung von Analogieformen, zu beobachten trachte. Solcher Neuworte will ich im folgenden Herrn Wustmann eine Anzahl vorführen, und je gelber er sich über dieses manchmal etwas kecke Gesindel ärgert, desto größer wird meine Freude sein.

Nicht nur der nicht juristisch gebildete Mensch, sondern auch die meisten Juristen sprechen in zahllosen Fällen von einem Recht, wo nicht das einzig untrügliche Merkmal eines solchen, eine über den Willen Andrer einer Person eingeräumte Macht, sondern nur die von der Rechtsordnung ertheilte Erlaubniß, etwas thun zu dürfen die Rede ist. Man spricht von einem Recht, ohne Genehmigung der Behörden sich zu verheirathen, an jedem Orte sich niederzulassen, ein Gewerbe zu treiben, sich in Vereinen zusammenzufinden und man spricht davon, daß man nicht das Recht habe, seine Gebäude in Brand zu stecken, seinen Weinberg vor der obrigkeitlich festgesetzten Zeit abzuernten, auf seinem Grundstück Häuser zu bauen, die den Bestimmungen der Baupolizeiordnung nicht entsprechen, während in allen diesen Fällen Niemand in gleicher Weise eine Macht über einen fremden Willen hat, wie der Forderungsberechtigte, der seinen Schuldner zur Bezahlung zwingen kann, oder der Eigenthümer, der Jedermann zwingen kann, sich eines Eingriffs in sein Eigenthum zu enthalten, beziehungsweise ihm solches zurückzuerstatten. Für die erstgenannten Fälle nun existirt kein

allgemein anerkannter Ausdruck, manche sprechen von dem Recht, andere von der Erlaubniß, andere von der Befugniß etwas zu thun. Ich habe daher vorgeschlagen, dafür das von dürfen abgeleitete Wort Durft zu gebrauchen, das wir jetzt nur noch in Nothdurft kennen. Ich halte dieses Wort auch für geeignet, in andrem als im juristischen Sinne für das so sehr oft mißverständlich gebrauchte Wort Recht, und zwar stets dann einzutreten, wenn es sich um die Erlaubniß, die Freiheit etwas zu thun handelt.

In meiner ersten größeren Arbeit, die noch aus der Zeit stammt, da ich mich mit spekulativen juristischen Problemen quälte, habe ich eine Anzahl von Rechten, deren juristische Konstruktion bisher nicht gelungen war, zu einer neuen Rechtskategorie zusammengefaßt, die ich Zwangsrechte nannte. Diese Rechte, nämlich in der Hauptsache das Jagd-, Berg-, Enteignungs-, Retrakts-, Marken- und Firmenrecht, sowie die Urheber- und Patentrechte aller Art, haben nach meiner Auffassung alle das gemeinsame, daß sie dem Berechtigten ein ausschließliches Recht über eine bestimmte Thätigkeit zugestehen, die diesem die Durft*) verleiht, diese Thätigkeit z. B. die Vervielfältigung eines Geistesproduktes ausschließlich ausüben, und die Macht, jeden dritten an der Ausübung der gleichen Thätigkeit zu hindern, falls er sie aber doch ausgeübt hat, die Folgen dieser Thätigkeit rückgängig zu machen.

Bei der letzten Klage, die der rei vindicatio oder wie ich zu Deutsch sage, der Unterwindungsklage des Eigenthümers entspricht, sind wieder zwei Fälle zu unterscheiden. Hat der Unberechtigte, oder wie ich ihn im Gebiete der Gewerberechte nenne, der Nachfertiger (analog gebildet dem Nachdrucker, das ist dem Nachfertiger eines Druckwerks), ohne seine Schuld, also in fahrlässiger Weise, die Thätigkeit ausgeübt, so hat er die Folgen derselben nur in der Weise rückgängig zu machen, daß er selbst keinen Vortheil von ihnen hat. Hat er aber schuldhaft gehandelt, so muß er die Folgen seiner Thätigkeit auf den Berechtigten übertragen, also den Zustand herbei führen, der vorhanden wäre, wenn nicht er, der Unberechtigte sondern der Berechtigte die Thätigkeit ausgeübt hätte.

*) In diesem Falle, weil sie einem Recht entspringt, von mir Rechtsdurft genannt.

Für diese beiden Verpflichtungen des Unberechtigten habe ich zwei Worte gebildet, die allerdings etwas kühn und keineswegs schön sind, die aber meinem Gefühl nach die Leistungen, zu denen der Unberechtigte in beiden Fällen verpflichtet ist, aufs prägnanteste bezeichnen. Im ersten Falle sage ich von ihm, er sei zur Entthätigung, im zweiten Fall, er sei zur Anthätigung verpflichtet.

Von anderen juristischen Neuwörtern, die ich gebildet habe, seien noch angeführt:

Erjährung = Acquisitivverjährung, ein Wort, das mir deswegen nöthig schien, weil es unserem Sprachgefühl durchaus zuwider ist, wenn wir einen Erwerbungsgrund durch ein mit dem Vorworte ver gebildetes Zeitwort ausdrücken sollen.

Grundwurzelnde Rechte = dinglich radizirte Rechte.

Rechtsträger = Rechtssubjekt.

Mitträgerschaft = Zustand des gemeinsamen Besitzes von Rechten, wie er außer beim Miteigenthum auch noch bei verschiedenen Zwangsrechten vorkommt.

Gemeinverbindliche und alleinverbindliche Rechte. Unter ersteren verstehe ich solche, deren Ansprüche sich gegen Jedermann richten, unter letzteren solche, deren Ansprüche sich nur gegen eine bestimmte Person richten. Ich wollte mit diesen Neuwörtern die vollständig unzulänglichen, weil vielfach zu Mißverständnissen Anlaß gebenden Ausdrücke dingliche und persönliche Rechte (wenn sie in diesem Sinne gebraucht werden) ersetzen.

Verfallenschaftsrecht = Confiskationsrecht des Fiskus bei Strafthaten, was sich (vielleicht) auch als Zwangsrecht konstruiren läßt.

Aus anderen Sprachgebieten seien folgende Neuwörter angeführt:

Das Verlangen nach Gleichbemächtigung nannte ich das Verlangen der Arbeiter, außer dem gleichen Recht, der Gleichberechtigung mit den Arbeitgebern, die sie bereits besitzen, auch die gleiche wirthschaftliche Macht in ihrem Kampfe mit den Arbeitgebern um die Arbeitsbedingungen zu erlangen, eine Macht, wie sie ihnen entweder eine freiwillige aber vom Staate geduldete, oder eine staatlich eingerichtete Organisation verleihen kann.

Mit Typistik bezeichne ich im Gegensatz zur Statistik, welch letztere die Gesammtheit gewisser Erscheinungen zusammenstellt, die Darstellung einer größeren Anzahl typischer Fälle, aus denen sich auf das Wesen der Gesammtheit mit einiger Sicherheit schließen läßt.

Statistigramm = graphische Darstellung statistischer Thatsachen.

Die häufigen Verwechselungen, die die Worte Doppelcentner, Kilocentner und Metercentner mit den alten Centner im Gefolge haben, haben mich veranlaßt, aus dem alten hund, wie unser Hundert früher lautete, nach Analogie von Centner das Wort Hundner, als die Bezeichnung für das Gewicht von 100 Kilo zu bilden.

Durchröhren = drainiren.

Auflandung = Melioration paßt streng genommen nur für die Fälle, in denen durch Auftragung von Erdarten neues Land geschaffen wird, indem es dann der Aufforstung analog gebildet ist. Doch kann man es schließlich auch auf solche Verbesserungen — dieses Wort selbst war mir zu verblaßt, von zu geringer technischer Kraft — anwenden, durch die ein besseres Land wie bisher geschaffen wird. Man thäte es ohne Bedenken, wenn das Wort behördlicherseits in die Amtssprache eingeführt würde.

Entreinigen = denaturiren.

Verunmöglichen = unmöglich machen.

Selbstentfriedigung = der Zustand, in welchem der Mensch mit sich selbst in höherem Grade unzufrieden ist, als er es den thatsächlichen Verhältnissen nach zu sein nöthig hätte.

Berichter = Berichterstatter.

Eine Etlichkeit von Leuten = etliche Leute. Gebildet nach Analogie von Gesammtheit auf Anregung der dem Arabischen entlehnten Kisuaheliwendung baathi ya. Ermöglicht die Abstufung der ins Auge gefaßten Mengen durch Beisetzung von Adjektiven, z. B. eine beträchtliche, eine erhebliche, eine unbedeutende Etlichkeit von Dingen.

Verbeispielen, und davon abgeleitet Verbeispielung = durch Beispiele erläutern.

Solche und andere von mir gebildete Worte, die mir augenblicklich nicht einfallen, halte ich wohl für geeignet, in den

deutschen Sprachschatz aufgenommen zu werden, auch wenn sie nicht genau der von Wustmann für eine solche Aufnahme aufgestellten Vorbedingungen entsprechen sollten. Andere freilich, auch solche, die ich habe drucken lassen, habe ich von vorn herein nur als Gelegenheitswörter angesehen.

So wenn ich in einer politischen Flugschrift einer Partei die Aufdenkopfstellung von Thatsachen vorwerfe — ich höre förmlich, wie ein „greulich“ über das andere Wustmanns Schimpforgan entkollert — oder wenn ich bei einer Beschreibung des brasilianischen Hausbaues im Urwalde die zur Befestigung des Palmenblattdaches verwandten Gegenstände Aneinanderhängsel nenne. Manchmal, das gestehe ich selbst zu, ist mir sogar eine arge Geschmacklosigkeit passirt; so, wenn ich ein Wort bilde, das vorn eine deutsche Vorsilbe hat, dessen Stamm einem Lehnwort entnommen ist, und dessen Ableitungssilbe eine solche ist, die man sonst nur bei Fremdwörtern zur Wortbildung benutzt — einfach scheußlich.

Von den in Wustmanns dritten Abschnitt besprochenen Fragen der Satzlehre — das Meiste was sich dort findet gehört aber, wie bereits bemerkt, in die Wortbildungslehre — würde ich manche in gleichem Sinn beantworten, wie dieser. Allein in den meisten Fällen zeigt er sich doch auch hier als unerträglicher Pedant und als unfähig, glückliche Weiterbildungen der Sprache als solche zu erkennen. Am wüthendsten ist er, und das hat er mit allen Schullehrern gemein, auf die Inversion nach und. Ich muß nun sagen, daß ich auch kein großer Freund von ihr bin, gegebenen Falls würde ich mich aber durchaus nicht scheuen, auch sie einmal zur Abwechslung anzuwenden. Daß sie richtig ist, kann gar keinem Zweifel unterliegen; dazu braucht man auch weiter keine historische Beweise, die einfache Thatsache, daß sie unzählige Male, ohne Anstoß zu erregen, angewandt wird, beweist eben, daß sie unserer Sprache angehört. Daß sie gar so häßlich sein soll, kann ich auch nicht finden; viel widerwärtiger als hunderte von Inversionen ist mir das maaßlose Gespreize mit seinem Sprachgefühl, das Wustmann gelegentlich ihrer Besprechung wieder einmal zur Schau trägt und die anmaßliche Verdonnerung aller Menschen,

denen die Inversion nicht auch wie ihm Brechreiz erregt, zu Sprachmenschen zweiter Klasse.

Unberechtigter noch ist die unbedingte Verurtheilung der flektirten Form bei einem als Prädikat gebrauchten Objekte: Der Hergang ist ein einfacher. Wer nicht fühlt, daß durch diese Form auf das Prädikat ein großer Nachdruck fällt, und darum auch dann nicht, wenn ein solcher beabsichtigt war, diese Wendung anerkennt, besitzt eben keine Spur von Sprachgefühl, mag er sich selbst auch noch so sehr mit ihm brüsten.

Doch auf solche Einzelheiten der Satzlehre will ich hier nicht weiter eingehen. Nur in einer Frage von principieller Bedeutung möchte ich auch hier Stellung gegen Wustmann nehmen. Er bekämpft mit gewohnter Energie die Fremdwendungen, die Nachahmungen syntaktischer Wendungen fremder Sprachen in der unsrigen. Ich erblicke im Gegentheil in ihnen freudig zu begrüßende Bereicherungen unsrer Sprache, denen gegenüber ich um so weniger bedenklich bin, als hier der fremde Gedanke von der deutschen Sprache so assimilirt worden ist, daß, ist man nicht Sprachgelehrter, man der neuen Wendung den fremden Ursprung gar nicht anmerkt. Eine wie glückliche Wendung ist es beispielsweise, wenn wir, um stark hervorheben zu wollen, daß er und kein Anderer es gethan hat, sagen können: Er wars, ders gethan hat. Sicherlich verdanken wir diese Bereicherung unserer Sprache aber einer Einfuhr aus dem Französischen. Gleiches gilt von den bereits oben erwähnten Verbindungen eines „in" mit einem Hauptwort auf „ung", die gleichfalls dem Französischen nachgebildet sind. Das einfache Aneinandersetzen von Worten, wie System Jäger — Ferdinand Schmidt Nachfolger — Fräulein Mimi Schulz, Tochter — Herr Lammers-Bremen, ebenso die unflektirte Apposition eines Berufsnamens an einen Eigennamen bei Büchertiteln und anderes mehr sind Nachahmungen theils der englischen, theils der französischen Sprache, die ich, weil sie eine treffliche Kürze und Prägnanz des Ausdrucks ermöglichen, als äußerst glückliche bezeichnen möchte. Statt aber sich über die große Beweglichkeit der deutschen Satzfügung, die eine derartige Aneignung fremder Sprachvorzüge so sehr erleichtert, als guter Deutscher zu freuen, verfällt er ob solcher Scheußlichkeiten in einen wahren Tobsuchtsanfall und versteigt

sich zu der Behauptung, sowas sei keine Sprache mehr, sondern nur noch bloßes Gestammel.*)

Nun, und wenn der Mann auch vor Aerger mit den Beinen strampeln sollte wie ein eigensinniger Bube, dem man seinen Willen nicht thut, und wenn er auch um sich spucken sollte vor Wuth wie ein wild gereiztes Lama: Wir stammeln weiter!

Auch die von Wustmann theoretisch zur Schau getragene Abscheu gegen die Bereicherung der Sprache mit Provinzialismen, die er in der eigenen Schreibpraxis allerdings durchaus nicht befolgt, kann ich nicht theilen. Nicht nur dialektischen Wörtern sollte man mehr wie bisher versuchen, Eingang in die Schriftsprache zu verschaffen, auch manche syntaktische Wendungen könnten aus der Volkssprache aufgenommen werden. So ist es beispielsweise in Süddeutschland sehr gebräuchlich, anstelle eines müssen mit dem Infinitiv des Passivs ein gehören mit dem Participium des Passivs zu setzen. Ich finde diese Wendung ganz vorzüglich kurz und treffend. Wie famos macht sich beispielsweise folgender Satz: Anmaßliche Schulmeister gehören durchgeprügelt!

Wustmann hat als Zweck seiner Arbeit bezeichnet, das Sprachgewissen des deutschen Volkes erwecken zu wollen. Möge es mir gelungen sein, das Gewissen aller derer zu erwecken, die sich widerstandslos unter die angemaßte Tyrannei von ein paar Schulmeistern gebeugt und von ihnen sich demüthiglich haben abkanzeln lassen. Wie hochnothwendig eine solche Stärkung des Rückgrates der deutschen Schriftstellerwelt wäre, das beweist ein unerhörter literarischer Vorgang der letzten Monate. In einem Hefte der Grenzboten, bekanntlich dem Blatt, in dem Wustmann zuerst seine Ansichten über den Verfall der Sprache zum Besten gab, und dessen Verleger zugleich der von Wustmanns Sprachdummheiten ist, erschien vor einiger Zeit eine Besprechung von Eugen Richters Social-

*) „Gestammle“ notabene muß der grammatikalische Pedant sagen; denn alle diese Worte sind bekanntlich alte Neutren der I-Deklination, die dieses i in der Form von e bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Also Vorsicht Herr Lehrer mit Ihrem Schimpfen auf die Grammatikschnitzer.

demokratischen Zukunftsbildern. Dieselbe enthielt auf mehreren Seiten eine Aufzählung aller der angeblichen Sprachdummheiten, die der Verfasser sich zu Schulden hatte kommen lassen, sowie einige ganz haltlose Bemerkungen über den Stil der Schrift, an sachlicher Kritik aber nur einige Ausstellungen, die einer anderen Kritik unter Anführung derselben entnommen waren, und im übrigen einen ganz allgemeinen Schimpfbrei.

Ich stehe politisch auf einem dem Richterschen diametral entgegengesetzten Standpunkt, habe also nicht die geringste Ursache, für seine schriftstellerische Thätigkeit als solche eine Lanze zu brechen. Allein einmal ist diese kleine Schrift doch eine so äußerst geschickte Bekämpfung der Socialdemokratie mit ihren eigenen Waffen — eine Thatsache die ja auch unterschiedslos von allen nicht socialdemokratischen Parteien anerkannt ist — daß sie schon deswegen eine sachliche Würdigung verdient hätte. Aber auch abgesehen von dem Werthe gerade dieser Schrift, halte ich es für ein ganz unerhörtes Verfahren, wenn ein irbeliebiger Nichtfachmann ein Buch einzig und allein auf seine Sprache und seinen Stil wie einen Schüleraufsatz zu korrigiren unternimmt, und dabei die fachliche Beurtheilung sich von einem andern borgt. Die vorliegende Verletzung der literarischen Sitte zeigt aber nach zwei Richtungen noch erschwerende Umstände.

Erstens verfährt der Korrektor — von einem Kritiker hier zu sprechen wäre der reine Hohn — einfach in der Weise, daß er nicht nur alle Wörter und Wendungen, die von Wustmann als direkt falsch verurtheilt werden, sondern auch alles, was dieser bloß als zweifelhaft, oder gar bloß als weniger schön bezeichnet, einfach als Fehler anstreicht, und daß er es nicht einmal für nöthig hält, seine Ansichten über die Fehlerhaftigkeit irgend einer Form zu begründen, sondern daß er die Wustmannsche Ansicht überdieselbe einfach als feststehende, indiskutable Wahrheit voraussetzt. Auf diese Weise zählt er dem Verfasser der Zukunftsbilder wohl gegen hundert Fehler am Schnürchen auf, als ob sich das alles von selbst verstünde. Wustmanns Buch wird also hier als Codex des Sprachrechts behandelt, dem gegenüber eine Berufung auf eine bessere Kenntniß rundweg ausgeschlossen ist.

Dahin also ist es mit der Anhimmelung Wustmanns gekommen, daß nunmehr jedem seiner Trabanten die Durft

zugestanden wird, auf Grund der Vergleichung der Sprache einer wissenschaftlichen oder belletristischen Schrift mit dem Codex Wustmanns über sie herzufallen, ohne sich weiter um ihren sachlichen Inhalt zu scheeren! Ja, wem da nicht die Galle überläuft, der ist überhaupt nicht werth, daß er eine hat.

Der zweite erschwerende Umstand liegt darin, daß diese Correktur der Richterschen Schrift gerade in dem Grenzboten erschienen ist. Der Verleger dieser Zeitschrift ist, wie ich aus mündlichen Mittheilungen weiß, ein fanatischer Sprachreinigungsfex, der beispielsweise schon mehrmals die unerhörte Dreistigkeit gehabt hat, auf den Correkturbogen der in seinem Verlage erschienenen Schriften an den Rand zu setzen: Schon wieder eine dieser verfluchten Sprachdummheiten! Es ist also höchst wahrscheinlich, daß dieser selbe Herr sich erlaubt hat, die Richtersche Schrift in der oben gekennzeichneten Weise zu besprechen, oder aber, daß er direkt irgend einen Wustmannnarren zu der Besprechung aufgestachelt hat.

Bleibt die deutsche Schriftstellerwelt gegenüber solchen ungeheuren Anmaßlichkeiten der Sprachtyrannen in derselben Knechtschaffenheit versunken, wie bisher, so ist das allerdings der sicherste Weg, um sie für eine neue, oder vielmehr eine von neuem wieder einmal aufgetauchte Idee empfänglich zu machen, zu der die Sprachreinigungsfexe sich durch die Aufnahme des Wustmannschen Buches im Publikum haben begeistern lassen: Die Idee einer deutschen Akademie nach französischem Muster.

Unglückseligster aller Gedanken, die jemals den Gehirnen der Schulmeisterwelt entsprungen sind! Als ob man noch immer nicht zu der Erkenntniß gelangt wäre, daß an der Verknöcherung der französischen Sprache und ihres Stiles die französische Akademie den Hauptheil der Schuld trägt. Nein, eine Akademie, die beispielsweise festsetzt, welche zweifelhafte grammatikalische Formen richtig sind, wie das Erbe will, auch einer der Schulmeister, die in jüngster Zeit als Sprachreinigungsfexen sich um den großen Wustmann geschaart haben, eine Akademie, die da dekretirt, daß fortan die und die Fremdwörter nicht mehr gebraucht werden dürfen, sondern dafür die und die Deutschwörter vorgeschrieben seien, eine Akademie, die

neben den vielen, hochbedeutenden Wörterbüchern, die die deutsche Sprache der privaten Gelehrtenthätigkeit verdankt, noch ein offizielles „akademisches Wörterbuch“ setzen will, ein solches ist in Deutschland eine vollendete Lächerlichkeit, ehe sie auch nur das Licht der Welt erblickt hat. Die erste Antwort, die die deutschen Schriftsteller den Dekreten einer solchen „Behörde“ entgegentrumpfen sollten, wäre die Gründung einer Vereinigung, deren Mitglieder sich das Versprechen zu geben hätten, in allen Fällen immer das andere zu gebrauchen! Ich thäts auch ohne solch ein Versprechen. Wahrlich, der Rücksicht auf das allgemeine Wohl muß der Mensch schon sowieso genug seines individuellen Willens opfern — und das zu verkennen und darob mich zu grämen, bin ich gewiß der Letzte — die Sprache aber, das ist ein Gebiet, wo ohne Gefahr für die Allgemeinheit schrankenlose Freiheit herrschen kann; denn alle launenhafte Willkürlichkeiten und alle unbesonnenen Ausschreitungen strafen sich hier von selbst. Kein geringerer als Goethe ist es, der die unbedingte Freiheit der Sprache mit dem kräftigen Worte verfochten hat:

Der geistreiche Mensch knetet sich seine Sprache selbst.

